
R·H·E·I·N·G·A·U

F·O·R·U·M

Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur



11. Jahrgang

1/2002

ISSN 0942-4474

Herausgegeben von: Rheingauer Weinkonvent e.V.
Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung e.V.
Freundeskreis Kloster Eberbach e.V.

Verantwortlich: Professor Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9, 65366 Geisenheim
Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg, 65366 Geisenheim

Das System

Ein System kommt in Bewegung. Als treibende Kraft schafft der Systemanbieter JEAN MÜLLER die Basis für eine störungsfreie und sichere Energieübertragung. Weltweit verlassen sich Industriebetriebe und Energieversorgungsunternehmen auf die Produkte von JEAN MÜLLER. Aus gutem Grund. JEAN MÜLLER Schaltge-

räte, Schaltgerätekombinationen, Stromverteilungs- und Energiemanagement-Systeme stehen für Qualität und individuelle Kundenlösungen. Sie werden mit Erfahrung entwickelt, mit modernster Technologie gefertigt und nach internationalen Standards ausgerichtet. Überzeugen Sie sich vom System Sicherheit.

Sicherheit

Jean Müller GmbH
Elektrotechnische Fabrik
Friedrichstraße 21
D-65343 Eltville am Rhein

Tel.: 06123/604-0
Fax.: 06123/604730
<http://www.jeanmueller.de>
E-Mail: sales@jeanmueller.de

JEAN MÜLLER 
Im Namen der Sicherheit

I M P R E S S U M

R · H · E · I · N · G · A · U F · O · R · U · M

Vierteljahres-Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur

Herausgegeben von den Gesellschaften:

RHEINGAUER WEINKONVENT E.V.

Gegründet 1971 in Kloster Eberbach.

Mitgliederzahl ca. 1000.

Geschäftsführung: Wolfgang H. Ludwig

Rheinstraße 1, 65396 Walluf, Tel./Fax (0 61 23) 7 51 87

www.rheingau.de/weinkonvent

GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E.V.

Gegründet 1956. Mitgliederzahl ca. 150.

Geschäftsführung:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,
65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 80 10

FREUNDESKREIS KLOSTER EBERBACH E.V.

Gegründet 1983. Mitgliederzahl ca. 200.

Geschäftsstelle:

Kloster Eberbach,

65346 Eltville, Telefon (0 67 23) 91 78–10

Redaktion:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,
65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 80 10

Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg,
65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 5 08 43

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Namentlich gezeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder. Leserbriefe sind willkommen. Die Redaktion behält sich jedoch die Entscheidung über Veröffentlichung und Kürzung vor.

Herstellung, Auslieferung und Bezug:

Druckerei Walter GmbH

65335 Eltville im Rheingau, Postfach 1562

Telefon (0 61 23) 60 16 - 0; Telefax (0 61 23) 60 16 53

Preise:

Einzelheft inklusive Versandkosten: 4,22 EURO

Jahres-Abonnement (4 Schriften): 16,10 EURO

Für die Mitglieder der drei Gesellschaften (Herausgeber) ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Bankverbindung:

Volksbank Eltville eG Kto.-Nr. 657 22 (BLZ 510 914 00)

Der Abonnementsbetrag ist per Einzugsermächtigung bis zum 31. März fällig. Kündigungen sind nur zum 31.12. eines Jahres möglich und müssen bis spätestens 30. Juni des betreffenden Jahres erfolgen.

Gerichtsstand ist 65343 Eltville im Rheingau.

Inhalt

David Francis Urrows 2
Otto Dresel 1826-1890

Claus Leven 9
200 Jahre Post in Eltville

Paul Claus 20
Dr. phil. Gerd Hagenow

Josef Hirschmann 25
Der Zisterzienserorden und der Weinbau

Buchbesprechungen 35

Anschriften der Autoren

Dr. David Francis Urrows, Hongkong

Prof. Claus Leven, Zuckerberg 2, 65510 Idstein

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstr. 9, 65366 Geisenheim

Josef Hirschmann, Taunusstr. 24, 65345 Eltville-Raenthal

Otto Dresel 1826–1890

Ein bedeutender Komponist aus Geisenheim

*Vortrag, gehalten anlässlich des Gedenkkonzerts am 9. Dezember 2001
des Fördervereins „Kulturtreff Scheune“ in Geisenheim*

Lassen Sie mich beginnen mit einem Dank an Alle, die das heutige Gedenken an Otto Dresel ermöglichen haben. Allen voran dem Förderverein Kulturtreff „Die Scheune“ und seinem Vorsitzenden Volker Henkel. Für die großzügige finanzielle Unterstützung des Konzerts mit der Musik von Otto Dresel gilt der Dank dem Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst, der Rheingauer Volksbank, Ihnen, Frau Ministerin Ruth Wagner, und Ihnen, Herr Direktor Paul Meuer.

I. Einleitung

Otto Dresel wurde 1826 im Ostflügel des Osteinschen Palais in der malerischen Stadt Geisenheim am Rhein als Sohn des wohlhabenden Weinhändlers Johann Dietrich Dresel geboren. Vater Dresel war literarisch und philosophisch interessiert und hatte einen illustren Freundeskreis. In seines Vaters Haus, wo – wahrscheinlich nicht zuletzt wegen der Anziehungskraft des Weinkellers – regelmäßige gesellige Zusammenkünfte stattfanden, kam Otto Dresel in Kontakt mit einigen von Deutschlands führenden Dichtern und Denkern, unter anderem mit Hoffmann von Fallersleben, Emanuel Geibel, Georg Herwegh und Ferdinand Freiligrath.

Diese Größen verweilten von Zeit zu Zeit im Ostein-Palais, welches sich die Familie Dresel bis 1838 mit der Familie des Geschäftspartners von Johann Dietrich Dresel, Friedrich August Lade

(1783–1866) und seinem Sohn, einem der ersten auf dem Gebiet der Oenologie und Gründer der Lehr- und Forschungsanstalt, Eduard v. Lade (1817–1904), teilte.

Hoffmann berichtet im vierten Teil seiner Autobiographie „Mein Leben“, wie er einen Monat im Ostein-Palais, und zwar Oktober bis November 1843, nach seiner politisch motivierten Entlassung von der Universität Breslau und der späteren Vertreibung vom preußischen Territorium, verbrachte.

Er war ein besonderer Freund von Carl Dresel, Otto Dresels älterem Stiefbruder. Hoffmann ist auch dafür bekannt, eine Einleitung zu einem Manuskripttagebuch geschrieben zu haben für den älteren Stiefbruders Otto Dresels, Gustav Dresel (1818–1841), das über seine Abenteuer in Nordamerika und Texas in den Jahren von 1837 bis 1841 berichtet.

1849, nach den Schwierigkeiten des vorangegangenen Jahres, verkaufte die Familie Dresel ihren Teil des Ostein-Palais an die Familie Brentano, mit der sie befreundet war.

Es war Otto Dresels Glück, in einem dynamisch literarischen Milieu aufwachsen zu dürfen, an der Seite von Schriftstellern, Philosophen und Verlegern.

Nach seinen Klavierstudien mit Franz Liszt in Weimar im Winter 1842/43 und seinen Theorie- und Kompositionsstudien mit Mendelssohn, Schumann und Moritz Hauptmann als Privatschüler am Leipziger Konservatorium zwischen

Zur Person von Otto Dresel

von Klaus-Peter Diemel

Der Komponist Otto Dresel wurde am 20. Dezember 1826 in Geisenheim im Ostflügel des Osteinschen Palais geboren.

Otto Dresel entstammte einer liberalen Familie. Vater Johann Dietrich, Weinhändler in Geisenheim, war Mitglied der Nassauischen Deputiertenkammer und des Vorparlaments, das die Frankfurter Nationalversammlung von 1848 vorbereitete.

Das außergewöhnliche musikalische Talent des jungen Geisenheimers wurde schon sehr früh im Internat Silling in Vevey am Genfer See entdeckt, das Otto als 14-Jähriger bezogen hatte. 1841, gerade 15 Jahre alt, begann Otto Dresel seine Studien am Konservatorium Frankfurt bei Ferdinand Hiller, einem damals sehr bekannten Pianisten, Dirigenten und Komponisten. Auf dessen Rat hin setzte der junge Geisenheimer zwischen 1842 und 1848 seine Studien in Leipzig bei Thomaskantor Moritz Hauptmann und Felix Mendelssohn-Bartholdy fort. In dieser Zeit entstanden zahlreiche Lieder und eine Ouvertüre, das Klavier-Trio a-Moll und das Klavier-Quartett F-Dur.

Im Oktober 1848 wanderte Otto Dresel nach Amerika aus und tat es vier seiner Brüder gleich, die sich ebenfalls in der Neuen Welt eine Existenz aufbauten. Zunächst in New York, seit 1852 in Boston setzte der junge Musiker mit seinen Soireen Glanzpunkte im kulturellen Leben beider Städte. Zu seiner Zeit galt Otto Dresel als einer der bedeutendsten amerikanischen Komponisten.

Die Kontakte zum alten Kontinent ließ Otto Dresel jedoch nicht abreißen. Wiederholte Reisen nach Europa sahen ihn als brillanten Pianisten in Konzerten mit vielen bedeutenden Orchestern seiner Zeit, unter anderem mit dem Gewandhaus-Orchester Leipzig. Darüber hinaus erwarb sich der Musiker große Verdienste bei der Bearbeitung des Gesamtwerks Bachs und Händels sowie der Klavierbearbeitung der Sinfonien Beethovens. Zwischen 1879 und 1880 lehrte er sogar für zwei Jahre am Konservatorium Leipzig, kehrte dann aber doch wieder in die USA zurück, obwohl er sich immer wieder kritisch die Frage gestellt hatte, ob Boston wirklich seine Heimat geworden sei.

Am 26. Juli 1890 starb Otto Dresel 63-jährig in Beverly (Massachusetts) bei Boston.

In die Musikgeschichte ist der gebürtige Geisenheimer als Komponist zahlreicher kammermusikalischer Werke, vor allem aber von Liedern, sowie als hervorragender Pianist und Musikpädagoge eingegangen.



Abb. 1: Komponist Otto Dresel

1843 und 1848 emigrierte Dresel 1848 in die Vereinigten Staaten. Viele Komponisten und Musiker flüchteten vor den politischen Umwälzungen in Deutschland in diesem schicksalhaften Jahr. Nur wenige hatten seine Ausbildung, Aussichten und Talent.

In Amerika fand Dresel nur begrenzte Möglichkeiten, als Komponist heranzuwachsen, doch er wurde als Künstler, Lehrer und Kritiker

hoch geschätzt. Wie ich bereits an anderer Stelle angeführt habe, fungierte er auch als eine Art „Mentor“ oder „éminence grise“ (graue Eminenz), für John Sullivan Dwight (1813–1893), Herausgeber des „Dwight’s Journal of Musik“.

Nach seiner Ankunft in Boston trugen Dresel und Dwight einzeln und gemeinsam zur Veränderung des Geschmacks und der Traditionen an der europäischen Klassik bei. Während dieser

Zeit, vor, während und nach dem Bürgerkrieg, veränderte Dresel selbst das Bewusstsein und das Interesse an deutschem Liedgut in Boston, wie es in Amerika nicht bekannt war.

Anfang 1870 stellte die in England geborene Sängerin Clara Doria (Clara Kathleen Rogers) fest, dass „der musikalische Geschmack Bostons ... sehr fortgeschritten war, die Lieder von Schubert, Schumann und (Robert) Franz waren unter Musikliebhabern groß in Mode. Wie konnte das passieren“, fragte sie sich, „wie konnte Boston New York in der musikalischen Anerkennung ausstechen?“ Ihr wurde gesagt, dass alles auf die Präsenz eines Mannes zurückzuführen sei: Otto Dresel, „der unser Volk inspiriert mit dem Wunsch nach besseren Dingen und sie für sich wahrzunehmen, in ihrer idealen Form.“

Otto Dresel schrieb an die hundert Lieder. Nach einer sehr früh geschriebenen Ouvertüre, einem Klavier-Trio und einem Klavier-Quartett (alle vor 1848) kehrte er nie wieder zu längeren Musikstücken zurück. Ein Dutzend kleine Klavierstücke komplettieren sein Gesamtwerk. Seine Lieder waren in seiner Zeit anerkannt, sowohl in Europa als auch in Amerika, als eine der besten zeitgenössischen Kompositionen in dem Genre, und sind auch heute noch wert, wegen ihrer künstlerischen Inhalte aufgeführt zu werden, abgesehen von dem geschichtlichen Interesse.

Er war ein Kleinmeister, und seien Sie sicher, im Gegensatz zu vielen Kleinmeistern war er sich sehr seiner Grenzen bewusst. In der Tat. Als Antwort auf die Frage: Was macht Dresels Musik heute relevant und warum sollten wir an ihr interessiert sein? — möchte ich hier einen Vergleich anstellen: Trotz der dem Komponisten eigenen Selbstverleugnung ist er großartig in seinem Handwerk und eine Inspiration für vieles, was in Deutschland in den späten 1840ern geschrieben wurde, und um vieles besser als das, was in Amerika, in der Zeit, als er emigrierte. Dazu schrieb die deutsche Musikwissenschaftlerin Claudia Krischke:

„Es ist ohnehin überraschend, dass die Musikwissenschaft im Zuge der Wiederentdeckung der Barockmusik in den letzten Jahrzehnten eine Unmenge von minder qualitätvollen Werken an den Tag geholt und

sogar zu Gesamtausgaben zusammengefasst, die Tonschöpfungen vieler hoch begabter und zu ihrer Zeit weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannter Komponisten des 19. Jahrhunderts aber bisher kaum einer Besprechung gewürdigt hat.“

Es ist gerade diese Gruppe von begabten Komponisten des 19. Jahrhunderts, zu der Otto Dresel gehört.

II. Geschichtlicher Hintergrund

Dresels Musik ist fest verwurzelt mit den Traditionen von Schubert, Mendelssohn, Schumann und – dem einzigartigen Robert Franz. Seine Stimme war Poesie und, trotz des Verzögerns der Veröffentlichung seiner Werke, war er sich schon frühzeitig seiner Fähigkeiten bewusst. Seine Gabe tritt besonders in seinen Liedern hervor. Die Texte derjenigen Dichter, die er vertonte, sind den heutigen Sängern gut bekannt: Heine, Rückert, Lenau, Eichendorff, Osterwald, Fallersleben, Reinick, Mörike. Viele der Texte, die er vertonte, waren schon vorher vertont worden von ihm bekannten und geehrten Komponisten, besonders Schumann und Franz.

Dresel kam nach Boston in einer Zeit, „als die an sich schwachen Strukturen der Aristokratie in New England durch radikale Kräfte der politischen Demokratie unter Beschuss waren.“ Obwohl er ein liberaler Denker von Erziehung und Temperament war, erfreute er sich der bevorzugten Aufnahme in die Bostoner Elite und war eine Schlüsselfigur in der schrittweisen Gründung eines klassischen Kanons der Bostoner Musik.

Dresel heiratete 1863 das einzige Kind von Ellis Gray Loring (1803–1858), einem prominenten Rechtsanwalt und Kämpfer gegen die Sklaverei. Dieser brachte ihn direkt zur Zusammenarbeit mit dem Literaturgiganten Henry Wadsworth Longfellow, aber auch anderen berühmten Dichtern, wie Lydia Maria Child, Julia Ward Howe und Oliver Wendell Holmes, die Dresel als „der Eine, der unter uns ist, als der beste Vertreter der göttlichsten Art“ bezeichneten.

Nur etwa ein Viertel von Dresels Kompositionen wurde zu seinen Lebzeiten veröffentlicht. Einige Arbeiten (beinahe gänzlich die

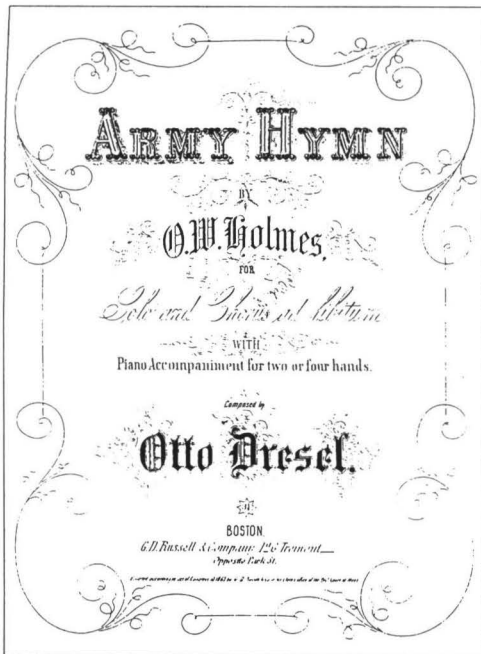


Abb. 2: Die Noten von Otto Dresels „Army Hymn“, Boston 1863

Lieder), geschrieben in seiner Jugend in Deutschland zum Beispiel, wurden nach 20, 30, oder eben auch 40 Jahren in Amerika überarbeitet.

„In ihm“, so schrieb sein Schüler und Freund, William Foster Apthorp „war der Geist der Selbstkritik stärker als der kreative Impuls ... Er hielt unzählige Lieder in seiner Mappe fest, die darauf warteten, bis er seinen eigenen musikalischen Fähigkeiten genug vertraute.“

Mit Bezug auf die 1892 veröffentlichten *Zwanzig Lieder* stellte Apthorp fest, dass einige „lange vorher geschrieben wurden, Jahrzehnte des Selbstzweifels überlebten, und Dresel sie nun doch letztendlich als etwas empfand, das es wert war, veröffentlicht zu werden. Die große Schönheit dieser Lieder möge dazu anregen, darüber zu klagen, dass er sie so lange zurückgehalten hat, anstatt sie der Welt zu schenken, sozusagen als Ausgangspunkt des Fluges in höhere Regionen der Komposition.“

Der größte Teil der Musik Dresels entstand vor 1852. Dennoch ist es wichtig, hier zu betonen, dass Dresels Veröffentlichungen weit zahlreicher waren, als es erscheinen mag.

Während seiner Jahre in Amerika bearbeitete und veröffentlichte er viele Werke anderer Komponisten, darunter auch Transkriptionen von Liedern, Opernarien und Orchestermusik für Klavier. Gleichzeitig schuf er Ausgaben zu verschiedenen Gesangsstücken von Bach und Händel, des „Wohltemperierten-Klaviers“ (in Zusammenarbeit mit Robert Franz), 4-händige Klavierbearbeitungen von Schumanns drei Streichquartetten, Op. 41, und Beethovens neun Sinfonien.

Diese Arrangements übersteigen alle die Zahl der ursprünglich von ihm selbst veröffentlichten Werke. Man kann es heute als beklagenswerte Zeit- und Energieverschwendung seines Talents ansehen. Sicherlich, sie beschäftigten ihn hauptsächlich nach seiner Heirat mit Anna Loring 1863, zu einer Zeit, als die Komposition von Liedern vielleicht überflüssig erschien. Aber diese Arrangements und Bearbeitungen waren Teil seiner Bemühungen zur Verbreitung guter Musik in der neuen Welt. Dresel wollte diese Musik jedermann zugänglich machen, wenigstens einer bestimmten sozial-ökonomischen Schicht. Er sah in der Verbindung seiner Karriere und seiner



Abb. 3: Dresels letzter Wohnsitz in Boston

Ideale weniger Unterschiede zwischen seinen eigenen Kompositionen und den Bearbeitungen, als wir vielleicht sie heute sehen.

Dresels Karriere als Komponist spannt sich über sein gesamtes Leben. Doch nach der Zeit von 1860–1865 – das heißt, während des amerikanischen Bürgerkrieges, und auch seiner Heirat – konzentrierten sich seine Arbeiten auf die Revision früherer Werke. Nur einige neue Stücke entstanden in den letzten 30 Jahren seines Lebens. Seine Karriere als Pianist und Lehrer nahm ihn besonders in Anspruch, obwohl das Einkommen seiner Frau durch den Landbesitz ihres Vaters, es Dresel ermöglichte, nicht für den Lebensunterhalt arbeiten zu müssen.

Im Januar 1869, während eines Besuchs seiner Schwester Hermine Bolongaro-Crevenna in Frankfurt, zog sich Dresel die Masern zu. Die Krankheitsfolgen beeinträchtigten sein Gehör und sein Immunsystem. Während der verbleibenden 20 Jahre seines Lebens lebte er sowohl in Europa als auch in Boston und viele seiner Arbeiten führte er mit Robert Franz weiter, wie beispielsweise die Herausgabe von Werken Bachs und Händels. Otto Dresel starb im Juli 1890 aufgrund eines Herz-

infarkts im Alter von 63 Jahren. Er wurde auf dem Zentralfriedhof in Beverly, Massachusetts, beigesetzt.

III. Anmerkungen zum Konzertprogramm am 9. Dezember 2001

Zum Programm gehören eine Auswahl der besten Werke Otto Dresels: eine Gruppe seiner einst gefeierten Lieder, die Vier Klavierstücke, op.5 und das Klavier-Trio a-Moll.

Die Lieder, die wir heute Abend hören, zumindest drei von ihnen, kommen aus Dresels unveröffentlichten Werken. Sie erleben ihre erste Aufführung. Es sind: *Hund und Katze*; *Wenn ich ein Vöglein wär*; und *Abendlied des Wanderers*.

Alle seine Lieder werden nächstes Jahr gedruckt erscheinen, in einer neuen kritischen Ausgabe, welche ich erarbeitet habe. Über die Lieder habe ich bereits im großen und ganzen gesprochen. Lassen Sie mich nun einige Bemerkungen zum Klavier-Trio machen.



Abb. 4: Otto Dresels Grab auf dem Zentralfriedhof von Beverly in Massachusetts bei Boston.

Wir wissen nicht genau, wann Dresel das Trio und das Klavier-Quartett F-Dur schrieb, doch beide Werke wurden Anfang 1848 beendet. John Sullivan Dwight berichtete 1853, dass Dresel ihm erzählte, dass das Trio „die Korrektur aus Mendelssohn's Hand“ erfuhr. Wenn das wahr wäre, würde es darauf hindeuten, dass Dresel die Werke vor Mendelssohns Tod im November 1847 zumindest entworfen haben muss. Was wir sicher wissen, ist, dass Dresel beide Werke Anfang 1848 an Liszt sandte. Liszt beurteilt beide Werke und schrieb am 18. März 1848 folgendes:

„Bravo, lieber Dresel, und abermals Bravo! Die beiden Kompositionen, welche Sie die Freundlichkeit hatten mir mitzuteilen, sind mir erfreulich willkommen. Trio und Quartett sagen mir zu und gefallen in Stil und Zuschnitt. Die vier Sätze halten sich ganz gehörig aufrecht – nicht zu lang, nicht zu kurz. Die Melodien treten klar hervor. ... Kurz gesagt, beide dieser Werke machen Ihnen Ehre und werden Sie ganz ehrenvoll begünstigen“.

Ob das Trio nun wirklich in Deutschland zu dieser Zeit aufgeführt wurde, ist unbekannt. Die früheste belegte Aufführung ist die vom März 1853 in Boston. Zu dieser Aufführung gibt es eine sensationelle Geschichte zu erzählen:

Dresel plante ursprünglich, das Werk im Dezember 1852 in Boston aufzuführen. Er benutzte wie gewöhnlich den Klavier-Ausstellungsraum des im 19. Jahrhundert bekannten Klavierbauers Jonas Chickering für seine Proben. Da passierte es ihm, dass er am Nachmittag des 30. November seine Partitur nach dem Proben seiner Werke vergaß. In der folgenden Nacht brach ein Feuer aus, das das gesamte Klavier-Lagerhaus mitsamt dem Manuskript und Steicher-Stimmen des Trios zerstörte. Deshalb setzte er sich hin und erneuerte seine Aufzeichnungen. Ob er dies aus der Erinnerung oder mit Hilfe anderer Partituren tat, ist unbekannt. Es ist möglich, dass dieses Trio, geschrieben unter Mendelssohns Anleitung und kritisch betrachtet von Liszt, nun seine erste Aufführung in Deutschland, hier in Geisenheim, von Dresels eigenem Manuskript erfährt!

Diejenigen, die mit dem d-Moll Trio, op. 49, von Mendelssohn vertraut sind, werden unmittelbare Ähnlichkeiten in Dresels Trio erkennen. Ich

spreche hier mehr über die Beziehungen des Klaviers zu den zwei Streichinstrumenten.

Es ist bekannt, dass nach dem Hören einer früheren Fassung des d-Moll Trios im Juni 1839 der Komponist und Dirigent Ferdinand Hiller Mendelssohn vorschlug, dass er den Klavierteil erweitern solle, um ihm eine größere Rolle innerhalb des Konzerts zu geben. Die Gegenwart von bestimmten „modernen“ Merkmalen in der Endfassung, die von (unter anderem) Robert Schumann am 23. September 1839 aufgeführt wurde – wie beispielsweise die verminderten Septakkorde, chromatische Tonleitern, Syncopen und virtuose Arpeggios und Triolen – sind größtenteils Hiller zuzuschreiben und seinem Vorschlag an Mendelssohn, in dem d-Moll Trio eine „neuartige harmonische Einheitlichkeit“ zu versuchen.

Hiller war demnach einer von Dresels Mentoren. 1842 und 1843 lebte er in Frankfurt im Nebenhaus von Dresels Schwester und seines Schwagers. 1843 ermutigte er Otto Dresel, nach Leipzig zu ziehen, um dort am Konservatorium zu studieren. Der gemeinsame Einfluss von Hiller und Mendelssohn wird ohne Zweifel von Zuhörern bemerkt werden, die sich in Mendelssohns bekanntem Werk auskennen. Die Zigeunermusik, die im letzten Satz zu finden ist und Dresels Arbeit mit den Kompositionen von Liszt und anderen Komponisten seiner Generation verbindet, wie Robert Volkmann, ist ein weiteres zeitgenössisches Element in Dresels Trio, obgleich viele Zuhörer feststellen werden, dass die rhythmischen Muster vom Rondo Thema so gut wie identisch mit dem letzten Satz in Mendelssohns d-Moll Trio sind.

Die Vier Klavierstücke, op. 5, wurden von Breitkopf & Härtel 1861 veröffentlicht. Zwei dieser Werke sind Dresels eigene Bearbeitungen früherer Werke. Das „Schlummerlied“ ist ein Arrangement seines Liedes „Sweet and Low“, komponiert 1855, und das „Scherzino“ ist ein Arrangement des Intermezzos des vorher erwähnten Klavier-Quartetts in F-dur.

Ich freue mich, dass ich helfen konnte, Otto Dresel zurück nach Geisenheim zu bringen, exakt 175 Jahre nach seiner Geburt hier. Ohne meine Entdeckung der Manuskripte im Keller eines

Hauses 1983 hätte der Bericht über sein Lebenswerk wahrscheinlich niemals niedergeschrieben bzw. voll realisiert werden können.

Dresels Erfahrungen in meinem Land waren nicht anders, als die der hunderttausend deutschen Emigranten, die nach Amerika kamen, auf der Suche nach politischer Freiheit und einem besseren Leben im 18. und 19. Jahrhundert. Er arbeitete hart, um sein Ziel zu erreichen. Er übersiedelte 1848 und schlug sich zwei Jahre als Klavierlehrer und Solist in New York durch. Dann versuchte er – und scheiterte – sich in London beruflich zu etablieren und kam schließlich nach Amerika zurück und ließ sich in Boston 1852 nieder. Er heiratete eine Amerikanerin und hatte zwei Kinder. Obwohl Zeit seines Lebens erfolgreich als Kritiker, Pianist und Komponist, geriet er nach seinem Tod lange Zeit in Vergessenheit. Warum?

Nach Otto Dresels Tod 1890 versuchte sein Freund William Foster Apthorp Dresels Persönlichkeit und Musik in einem Essay für die Zeitschrift „The Atlantic Monthly“ zusammenzufassen. Apthorp betonte Dresels intellektuelle Abstammung von Mendelssohn, den Apthorp für „den letzten großen klassischen Meister der Musik“ hielt. Ausserdem meinte er, dass Dresels konservativer Geschmack im Widerspruch zu seinen Ansprüchen an die „Schönheit des Ausdrucks, die Schönheit der Form, Proportion und Farbe“ standen. Weiterhin schrieb er:

„Was Dresel schrieb, war oft unübertrefflich gut, aber ... er hätte nichts veröffentlicht,

dessen er sich nicht sicher gewesen wäre und für das er sich hätte schämen müssen. Er hatte Angst, dass irgendwas schlecht aufgenommen wird. Er war nicht zufrieden mit der Erlangung seiner Ideale, er wollte wissen, ob seine Ideale Bestand haben. Dieser Reifeprozess in Dresel ging unendlich weiter, es schien, als würde er nie aufhören.“

Vielleicht erklärt Dresels „konservativer Geschmack“, warum seine Kompositionen im frühen 20. Jahrhundert die Gunst des Publikums und der Künstler verloren. Seine Möglichkeiten für einen posthumen Erfolg wurden durch seine scharfen, kritischen Urteile und das Versäumnis der Veröffentlichung einer großen Anzahl von Werken wie sein Klavier-Trio, Klavier-Quartett und seine Mendelssohn angenäherte Ouvertüre in f-Moll beeinträchtigt.

Dennoch hat Dresel nun einen gesicherten Platz in der Geschichte der amerikanischen Musik im 19. Jahrhundert. Er war eine wichtige Größe in den strukturgebenden Jahren der Kunstmusik in Boston. Durch sein Leben und seine Aktivitäten half Dresel, ein künstlerisches Klima zu schaffen und half solch bedeutenden Institutionen wie dem Bostoner Sinfonieorchester, dem Bostoner Konservatorium und dem Konservatorium New Englands, zu gedeihen.

Lassen Sie mich nun schließen mit der Versicherung, dass viel Bedeutendes in der amerikanischen Musik des späten 19. Jahrhunderts nicht zuletzt Otto Dresel zu verdanken ist.

200 Jahre Post in Eltville

Am 1.10.1801 wurde die Postexpedition in Eltville eröffnet. Solch ein Eröffnungsdatum ist immer mit einem Fragezeichen verbunden. Was war denn vor diesem Termin mit den briefartigen Mitteilungen geschehen? Verwaltung und Bürokratie gab es auch vor 200 Jahren schon – zumindest versuchte die hohe Obrigkeit auch in dieser Zeit, ihren „Untertanen“ Geld abzufordern, so wie es heute das Finanzamt mit uns „Mitbürgern“ mehr oder weniger erfolgreich versucht. Da auch damals nicht in jedem Dorf ein „Finanzamt“ war, mussten z.B. Abgabeforderungen schriftlich den Betroffenen zugestellt werden. Das Geld und seine prozentuale Abgabe an den jeweiligen Staat soll hier nur als ein Beispiel für notwendige Nachrichtenübermittlung dienen.

Eltville gehörte zum Kurfürstentum Mainz, einem der drei geistlichen (neben Köln und Trier) Kurstaaten im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Der Erzbischof von Mainz war gleichzeitig Landesherr des gleichnamigen Kurfürstentums. Als Kurfürst war er einer der sieben Wähler des römischen Kaisers. Und er war „Erzkanzler des Reiches“, was aber in unserer Betrachtungszeit nur noch ein Titel ohne mehr als repräsentative Bedeutung war. Die deutsche Politik wurde um 1800 in Wien und vor allem in Paris und nicht in Mainz gemacht.

Eltville war seit mehreren Jahrhunderten mit dem gesamten Rheingau Teil des Erzstiftes Mainz. In Mainz selbst war eine Poststation der Kaiserlichen Reichspost, die den Rheingau durch Boten verband. In der noch brückenlosen Zeit mussten Fährten die beiden Ufer verbinden. Für den Postweg der zweimal wöchentlich gehenden Boten vom Kaiserlichen Reichspostamt in Mainz zum Hauptort des oberen Rheingaus wurde die Fährte

zwischen Budenheim und Nieder-Walluf benutzt. Berge von Akten dürften die Boten zwischen Mainz und Eltville in ihren Felleisen hin- und hergetragen haben. Diese Dienstpost oder besser die mißbräuchliche Benutzung der vorgeschriebenen Aufschrift „Herrschaftlich“ war Anlaß vieler Beschwerden der Reichspost gegen die Kellerei (damaliger Name in Kurmainz für die dem heutigen Landrat entsprechende Verwaltungsstelle). Da die Dienstpost Portofreiheit genoß, nutzten viele Amtsinhaber dies auch schamlos für ihre Privatpost aus. Und sie wurden immer wieder dabei erwischt. Die Beschwerden darüber füllen die Archive. Andererseits muss die Kaiserliche Reichspost auch nicht immer ganz korrekt gehandelt haben, denn mit Brief vom 22.4.1783 fragte die kurfürstliche Landesregierung die Kellerei Eltville, ob „im dasigen Bezirke das Fürstl. Taxissche Reichspost Generalat für eine Summe von 1200 fl pfändlich zu greifen seye“. Die Kellerei antwortete schon am 28.4.1783, dass das Postgeneralat im Bezirke „weder mit Gütern und Gefällen noch Gerechtsamen noch mit ausstehenden Kapitalien zu greifen seye“. Dass die Reichspost im kurmainzischen Rheingau zu dieser Zeit noch nicht vertreten war, hätte die Landesregierung wissen müssen. 1790 ist noch folgender Fall aktenkundig: Der Mainzer Postverwalter von Jungenfeld schrieb an die Kellerei: „es haben sich schon mehrere Fälle hervorgethan, wo der zur Bestellung der Oberrheingauer Correspondenz verpflichtete Postboth Georg Schmelzer die tarifmäßigen Brieftaxen betrügerischerweise abgeändert und andere Veruntreuungen begangen hat und auf deren einer er heute erlappt worden ist“.

Zur besseren Postversorgung und auch zum Personentransport plante die kurmainzer Landes-

Die rheingauer Diligence geht ab Morgens frühe zu Mainz alltäglich um 7 Uhr, die Person zahlt, einschließlich 50 Pfund Gepäcks, für jede Stunde 12 kr., und wird der Weg von Niederwalluf bis Eltvill, von Eltvill bis Erbach, von Erbach bis Hattenheim, von Hattenheim bis Oestrich, von Oestrich bis Mittelheim und Winkel, von Winkel bis Geisenheim, von Geisenheim bis Rüdeshheim, für eine halbe, oder resp. ganze Stunde angeschlagen. Alltäglich Nachmittags 3 Uhr fährt die Diligence von Rüdeshheim zurück. Gepäcke über 50 Pfund, wenn der Eigenthümer nicht selbst auf der Diligence ist, und Briefe werden nach dem bekannten Anschlag nebst 1 kr. von jedem Briefe für die Bemühung des Wirths bezahlt.

Taxe für die Abfahrenden

Von Mainz bis

Walluf zu 2 1/2 Stunde	— fl 30 kr.
Eltvill zu 3 Stunden	— fl 36 kr.
Erbach zu 3 1/2 Stunde	— fl 42 kr.
Hattenheim zu 4 Stunden	— fl 48 kr.
Oestrich zu 4 1/2 Stunde	— fl 54 kr.
Mittelheim und Winkel zu 5 St.	— 1 fl — kr.

regierung die Einrichtung einer Diligence (schnelle Kutsche) durch den Rheingau. In einem Brief der Landesregierung vom 11.10.1784 an die Kellerei Eltville steht unter anderem: „demnach seine Kurfürstlichen Gnaden gnädigst geruhet haben, zu genehmigen, dass der Stadtmainzische Bürger und Lohnkutscher Dahlmüller nach der beygehenden Punctation (vorläufige Festlegung der wichtigsten Punkte) die Landrheingauer Diligence anlege, so onterhalten (unterbreiten?) wir dieses dem kurfürstlichen Amt Eltville, und befehlen, in dessen Gemäßheit das Nöthige zu verfügen“. Die Kellerei erfragte bei der Landesregierung, zu welchen Tageszeiten diese Diligence von Mainz nach Rüdeshheim und umgekehrt abfahren bzw. ankommen soll. Im Mainzer Intelligenzblatt Nr. 84 vom 23.10.1784 ist dann die Antwort auf die vorgenannten Fragen gewissermaßen amtlich veröffentlicht worden.

Geisenheim zu 6 Stunden	— 1 fl 12 kr.
Rüdeshheim zu 7 Stunden	— 1 fl 24 kr.
Taxe für die zurück Fahrenden, und von Ort zu Ort.	

Von Rüdeshheim bis

Geisenheim zu 1 Stunde	— fl 12 kr.
Winkel und Mittelheim zu 1 St.	— fl 12 kr.
Oestrich zu 1/2 Stunde	— fl 6 kr.
Hattenheim zu 1/2 Stunde	— fl 6 kr.
Erbach zu 1/2 Stunde	— fl 6 kr.
Eltvill zu 1/2 Stunde	— fl 6 kr.
Walluf zu 1/2 Stunde	— fl 6 kr.
Mainz zu 2 1/2 Stunde	— fl 30 kr.

Namen der Häuser, wo die Diligence anfährt.

Zu Walluf, am kurfürstlichen Zoll

Eltvill, am Hirsck

Erbach, am Engel

Hattenheim, am Anker

Oestrich, an des Friederichs Hause

Mittelheim, bei Wasting am Zoll

Winkel, am Löwen

Geisenheim, am Theodorischen Hause

Rüdeshheim, in der Krone

Fünf Jahre später brach in Frankreich die Revolution aus. Die junge Republik, die ihren abgesetzten König auf das Schafott schickte, ließ ihre Muskeln spielen und zeigte dem absolutistischen Kontinentaleuropa schnell, wie altmodisch gedrillte Söldnerheere gegen ein Heer von Freiwilligen in offener Feldschlacht abschnitten. Bald darauf ist Mainz von französischen Revolutionstruppen besetzt worden und der Kurstaat bestand nur noch aus seinen rechtsrheinischen Gebieten, die jetzt von Aschaffenburg aus regiert wurden. In dieser Endphase von Kurmainz erhielt Eltville mit dem Eröffnungsdatum 1. Oktober 1801 eine Postexpedition der Kaiserlichen Reichspost.

Thurn und Taxis, das unter dem „Firmennamen“ Kaiserliche Reichspost diese Verkehrseinrichtung privatwirtschaftlich betrieb, hatte mit der französischen Republik einen Vertrag abgeschlossen, in welchem zur Tarifiermittlung Rayons (Ge-

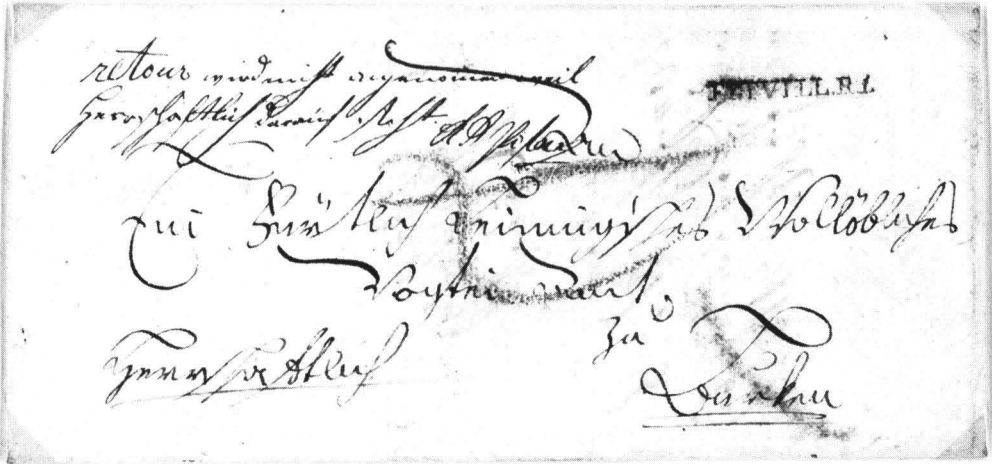


Abb. 2: Briefhülle mit dem 1. Eltviller Stempel (HN 1). Der Brief ist ohne Inhalt, d.h. nicht genau datierbar. Das Siegel auf der Rückseite zeigt bereits den nassauer Löwen, d.h. er könnte frühestens aus dem Jahr 1802 stammen. Wahrscheinlicher ist aber die Verwendungszeit nach 1806. Hinweise auf diese Verwendungszeit sind der Vermerk links oben: „retour wird nicht angenommen, weil Herrschaftlich darauf steht“ und der Zustellort „Burken“ – das heutige Osterburken in Baden-Baden, das nach der Reichsauflösung eine eigene Post hatte, erkannte die Postfreiheit nassauischer Amtsstellen nicht an.

bietsstreifen) beiderseits der Rheingrenze geschaffen wurden, deren Nummern in die Stempel der Aufgabepostämter aufgenommen wurden. Der erste Stempel Eltvilles ist folgerichtig ein Rayonstempel.

Als erster Postexpeditor wurde Jacob Kugelman eingesetzt. Eine Verpflichtungserklärung oder ein Vereidigungsprotokoll wurde nicht gefunden. Er war einfach da und waltete seines Amtes, mehr schlecht als recht, wie die nachfolgende Geschichte zeigt.

Die politische Entwicklung nach dem Friedensvertrag von Luneville, in dem Frankreich der Rhein als Grenze zugestanden wurde, brachte das Ende aller geistlichen Fürstentümer in Deutschland. Über deren rechtsrheinische Besitzungen fielen die deutschen Fürsten wie Geier her und enteigneten sie als Ausgleich für die Gebietsverluste, die sie auf der linken Rheinseite „erlitten“ hatten. Durch den Reichsdeputationshauptschluß wurde auch Kurmainz aufgelöst. Der Rheingau fiel an Nassau – Usingen. Eltville wurde am 29.11.1802 von N – Usingen in Besitz genommen. An den Postverhältnissen änderte sich zunächst nichts. Eltville blieb eine Expedition der Kaiserlichen

Reichspost bis zum Jahr 1806, d.h. bis zum Ende des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation.

Durch die Säkularisierung hatte Nassau ungefähr 200 km Uferlänge der rechten Rheinseite gewonnen. Der Fluss bot damit einen natürlichen Weg, um die am Rhein liegenden Orte mit der Post zu erreichen. So teilte die N – Usingische Landesregierung mit Brief vom 27.11.1802 der jetzt nicht mehr Kellerei, sondern Amt genannten Behörde in Eltville mit, „dass die Herrschaftliche Post (Briefe und Paqueter) durch die in Castel etablierte Wasser – Diligence bestellt werde“.

Mit Brief vom 12.11.1803 schrieb die Landesregierung an das Amt Eltville: „da dem Vernehmen nach bei der Versendung der von hier in das Rheingau abgehenden herrschaftlichen Briefe und Paqueter einige Unordnung herrscht, und in besonderem die Depechen nicht schnell genug befördert werden, so habt Ihr zu berichten, wie es mit der reitenden Post, welche zweimal in der Woche in das Rheingau gehen soll, gehalten werde“. Also funktionierte die Postbeförderung auf dem Rhein auch nicht reibungslos, so dass man bei Hochwasser oder Eisgang auf den altbewährten Landweg zurückgreifen musste.

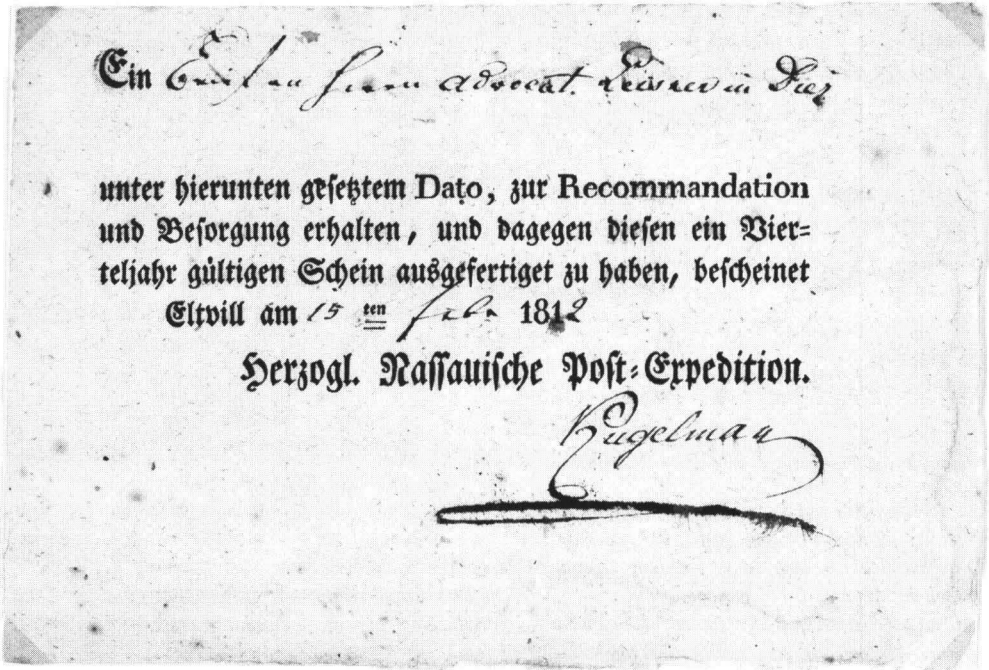


Abb. 3: Postschein für einen rekommandierten (eingeschriebenen) Brief, unterschrieben von Postexpeditor Kugelmann

Am 14.2.1804 erhielt das Amt Eltville mehrere Exemplare der mit Thurn und Taxis abgeschlossenen neuen Postkonvention mit der Auflage, „sich in allen vorkommenden Fällen nach diesem Vertrag genau zu richten“.

Mit der Auflösung der Reichseinheit 1806 und der Zusammenlegung der beiden nassauischen Fürstentümer Usingen und Weilburg zum Herzogtum Nassau wurde dieses Land zu einem souveränen Staat im Gefüge des von Frankreich geförderten Rheinbundes. Die Post wurde durch einen Lehenvertrag an das Haus Thurn und Taxis vergeben, das ja bisher die Kaiserliche Reichspost betrieben hatte. Wappenschilderwechsel – Reichspostwappen abgehängt, Herzoglich Nassauisches, Fürstlich Thurn und Taxissches Wappenschild aufgehängt – der Postbetrieb ging weiter wie bisher. Es hatte sich aber doch wesentliches geändert. Das Haus Thurn und Taxis war damit zu einer echten Privatunternehmung geworden, die notwendigerweise Geld verdienen musste, da der Staat Nassau sich sein eigenes Postrecht „abkaufen“ ließ. Thurn

und Taxis zahlte jährlich den Lehenskanon an die nassauische Staatskasse (man kann auch sagen die „Pachtgebühr“ für die Ausübung des Postrechtes). 1807 wurde dann auch der Postexpeditor Kugelmann durch die herzogliche Bestätigung offiziell Beamter der Herzogl. Nass. Fürstl. Thurn und Taxisschen Lehenpost.

Im Lauf der nächsten Jahre kam Kugelmann offensichtlich seinen finanziellen Verpflichtungen gegenüber der Postkasse nicht nach. Mit Brief vom 27.7.1813 benachrichtigte die nassauische Landesregierung das Amt Eltville, „dass Postamtsverwalter Siegl den Auftrag vom Herzoglichen Oberpostamt hat, den Rechnungs-Recess (Zahlungsrückstand) des Postexpeditors Kugelmann zu Eltville zu untersuchen, dessen Ersatz in baarem oder in Caution zu bewerthen, nötigenfalls ihn ab officio zu suspendieren (zu entlassen), und einen anderen Expeditor, jedoch nur provisorisch zu bestellen“. Tatsächlich erhielt der Wiesbadener Postverwalter Schlichter mit Datum vom 24.3.1814 den Auftrag, „den Kugelmann des Amtes zu ent-

heben, die Utensilien wie Siegel und Wappen sich aushändigen zu lassen und an de l'Haye zu übertragen“. Im Auftrag wird schon der Name des Nachfolgers erwähnt: Michael Joseph de l'Haye. Laut Protokoll fand die Amtsenthebung Kugelmanns am 26.3.1814 statt. Am 30.7.1814 erhielt de l'Haye die landesherrliche Bestätigung als Postexpeditor. Er muss seinen Postdienst wohl gewissenhaft versehen haben, denn in den Akten finden sich keine Beschwerden. Nach dem Tod de l'Hayes, den die Generalpostdirektion¹ mit Schreiben vom 5.6.1821 nach Regensburg meldete, schlug sie gleichzeitig die Witwe Petronella de l'Haye, die sich um die Nachfolge beworben hatte, als Postexpeditorin vor. Thurn und Taxis war mit dieser Regelung einverstanden, wenn die Expeditorin „einen Gehülften“ einstellte. Die nassauische Regierung erteilte der Postexpeditorin die landesherrliche Bestätigung, was die Generalpostdirektion mit Schreiben vom 17.8.1821 bestätigte. Als „Gehülften“ benannte die Expeditorin ihren Schwiegersohn, den Apotheker Philipp Simon.

Im Jahr 1835 beschrieb die Generalpostdirektion in einem Brief an Regensburg die dringende Notwendigkeit einer Relaisstation für die fahrende Post² zwischen Wiesbaden und Rüdesheim, die auch von Thurn und Taxis genehmigt wurde. Als Bewerber für die Stelle des Posthalters schlug die Postverwaltung in dieser Reihenfolge den Gastwirt Jacob Mahr oder den Stadtrat Georg Schell vor. Die nassauische Landesregierung folgte dieser Reihenfolge nicht – Posthalter³ wurde Georg Schell, der am 1.7.1835 den Betrieb aufnahm. Die hohen Geldforderungen Schells für den Posthalterdienst führten schon am 15.2.1835 wieder zur Aufhebung der Posthalterei. Ein 1837 gestellter Antrag auf Wiedereröffnung scheiterte an Schells hohen finanziellen Forderungen, die er damit begründete, „dass im Rheingau keine Posthaltereie unter gleichen Bedingungen wie in anderen Gegenden errichtet werden kann, weil hier alles theurer als in anderen Gegenden ist“. Offensichtlich waren auch Thurn und Taxis die Einnahmen aus dem Personentransport zu gering, denn man sparte ab 1836 den neben dem Postillon üblichen Kondukteur (Schaffner) ein. Mit dieser Stelleneinsparung riskierte die Post, dass „Schwarzfahrer“ auftraten, was dann auch prompt eintrat. Ein um-

fangreicher Briefwechsel zwischen dem Amt Eltville und der Generalpostdirektion belegt diesen Mißstand. Die nassauische Landesregierung wies das Amt Eltville an, für unregelmäßige „Visitationen“ des Postwagens durch die Polizei zu sorgen, bat aber gleichzeitig darum, diese Fahrscheinkontrollen ohne längere Fahrkartenkontrollen durchzuführen. Geschickt, Thurn und Taxis sparte die Kosten für den Kondukteur und schob die Fahrkartenkontrollen den staatlichen Behörden zu. Trotzdem ging das kostenlose Fahren weiter. In einem Brief vom Oberpostamt an das Amt Eltville wird berichtet, dass Defraudanten (Betrüger) den Wagen in voller Fahrt entern und dabei noch von den Fahrgästen Hilfe erhalten.

In den von der Postkutsche berührten Orten hingen Briefkästen, die während des Aufenthaltes geleert wurden. Auch damals war wohl schon Vandalismus gegen öffentliche Einrichtungen im Gange, denn mit Schreiben vom 1.7.1835 forderte das Amt Eltville die Schultheißen von Eltville, Nieder-Walluf, Erbach, Hattenheim und Oestrich zur Anbringung von Warnungstafeln auf: „Bekanntlich sind von der Oberpostdirektion in Ihren Gemeinden Briefkästen errichtet worden, worin zur Erleichterung des Publicums unfrankierte Briefe eingelegt werden können. Es ist notwendig, daß diese öffentliche Anstalt allen Schutz gegen Beschädigung und jeden Frevel genießt. Sie werden deshalb beauftragt, hierauf eine besondere Aufsicht zu führen und durch Gemeindediener, Nachtwächter führen zu lassen. Sodann haben Sie über denselben eine Warnungstafel mit folgender Inschrift anbringen zu lassen: Jeder Unfug und Verunreinigung an diesem Briefkasten sowie der Mißbrauch desselben wird unnachsichtlich mit Geld und nach Befinden mit Arreststrafe geahndet, und demjenigen, welcher den Thäter zur Anzeige bringt, Denunciationsgewinn zugesichert. Sie haben dafür zu sorgen, daß diese Tafel rein und leserlich geschrieben sofort angeheftet wird - die Kosten sind aus der Gemeindecasse zu bezahlen“.

In einem Brief vom 13.10.1842 beschwerte sich Mathias Gottschalk aus Erbach über die Postexpedition, die einen Geldbrief nicht ausgehändigt habe. Aus den Untersuchungsprotokollen, in denen die Aussagen der beteiligten Personen festgehalten sind, geht folgender Sachverhalt hervor:

Mathias Gottschalk arbeitete als Schuhmachergeselle in Frankfurt und schickte seiner Ehefrau Maria einen Geldbrief mit 10 Gulden in Gold. Als Nachweis seiner Behauptung konnte Gottschalk den Posteinlieferungsschein vorlegen, der sich noch heute in den Untersuchungsakten befindet. Der betreffende Geldbrief wurde am 11.8.1842 der Maria Gottschalk vom Briefträger Heß „gezeigt“ und ihr die Aushändigung nur unter der Bedingung zugesagt, dass sie erst ihre Schulden gegenüber dem Apotheker Simon (der ja gleichzeitig de facto Expeditor war) in Höhe von 2 fl 2 kr. für Medikamente zahlte. Da Frau Gottschalk kein Geld zur Verfügung hatte, brachte Heß den Geldbrief wieder in die Expedition zurück. In einer Rücksprache mit Simon versuchte Frau Gottschalk einen weiteren Aufschub der Schuldbezahlung zu erreichen, was ihr für die Hälfte der Schuld auch zugestanden wurde. Als der Briefträger Heß ihr daraufhin den Geldbrief übergab, zog er aber sofort die volle Schuldsumme und einen um 1 Kreuzer zu hohen Botenlohn von der Auszahlungssumme ab. Postgehilfe Simon bestritt in der Untersuchung, dass er Heß den Auftrag in dieser Form erteilt habe. Er habe ihn lediglich gebeten, bei dieser Gelegenheit zu versuchen, den offen stehenden Rechnungsbetrag einzutreiben. Erschwerend für die beiden Beschuldigten kam hinzu, dass ein Pfändungsdekret gegen die Eheleute Gottschalk in die Untersuchung mit einbezogen wurde. Es stellte sich nämlich heraus, dass Heß dem Schultheiß Craß von Erbach das Dekret nicht zustellen konnte, weil er ihn nicht antraf, es anschließend in seine Rocktasche steckte und vergaß. Tage später übergab er das Schriftstück an den Schultheiß. Da ihm die Verspätung aber peinlich war, veranlasste er Craß zur Eintragung eines falschen Übergabedatums und fälschte auch noch dazu die Unterschrift der Maria Gottschalk.

Aus den Akten geht hervor, dass wegen Erpressung Philipp Simon zu 5 Gulden und der Briefträger Heß zu 3 Gulden Geldstrafe und zur Zahlung der Gerichtskosten verurteilt wurden. Gerechte Bestrafung? Dem Anstifter dürften die 5 fl nicht weh getan haben, dem Boten Heß die 3 fl schon mehr. Außerdem wurde er noch zusätzlich bestraft, da „das Individuum aus dem Postdienst entfernt“ wurde. Er verlor damit seine Existenz-

grundlage. Die Expeditorin de l'Haye erhielt von der Oberpostdirektion die Warnung, dass „dem Gehülfen Simon die Beschäftigung in der Post untersagt werde, wenn nur der geringste Verdacht des Mißbrauchs aufkomme“.

Als Petronella de l'Haye 1848 vom Postdienst zurücktrat, war Simon auch nicht unter den Bewerbern für die Nachfolge. Er hätte bei seinem Leumund auch keine Chance gehabt. Als Bewerber wurden in dieser Reihenfolge zur landesherrlichen Bestätigung vorgeschlagen: Josef Jacob Tropp und Nikolaus Faßbender, beide bereits in Frankfurt im Postdienst tätig. Am 25.4.1848 erhielt Tropp seine Bestätigung als Postexpeditor in Eltville. Seine Wahl war ein Mißgriff der Postverwaltung, denn nach nur fünfmonatiger Amtsführung verschwand er unter Hinterlassung einer leeren Expeditionskasse. Am 25.10.1849 erhielt der Zweitbewerber Faßbender sein Bestallungsdekret. Bis dahin hatte der Postgehilfe Jakob Kraus die verwaiste Station betreut.

Mit Nikolaus Faßbender erhielt die Postexpedition einen schon in diesem Metier erfahrenen Leiter, der sein Amt offensichtlich mit Umsicht und Tatkraft versah. In den Akten finden sich keine Beschwerden ab seinem Amtsantritt. Man kann also annehmen, dass Faßbender sein Amt zur Zufriedenheit des Publikums ausübte. In seine Dienstzeit fielen so bedeutsame Ereignisse wie die Gründung des Deutsch-Österreichischen Postvereins 1850, die Einführung von Briefmarken 1852 und die Inbetriebnahme der Rheintaleisenbahn 1856. Es ist anzunehmen, dass Faßbender das politische Ende Nassaus und damit auch den Übergang zur preußischen Post miterlebte. In den ausgewerteten Akten ist nicht ersichtlich, wann er Abschied vom Postdienst genommen hat.

Nach der Geschichte der Postexpedition und ihrer Bediensteten sollen die verschiedenen Stempel Eltvilles und ihre Verwendung dargestellt werden. Der erste Stempel Eltvilles von 1801 (HN 1⁴) ist bereits als Abb. 2 vorgestellt worden. Abgelöst wurde er von einem weiteren Rayonstempel (HN 2), der größer ist und dessen Schreibweise R 1 ELTVILL lautet.

Der Nachfolgestempel (HN 3) kam dann folgerichtig auch ohne Rayonbezeichnung aus. Die Buchstaben des Ortsnamens sind noch einmal ver-

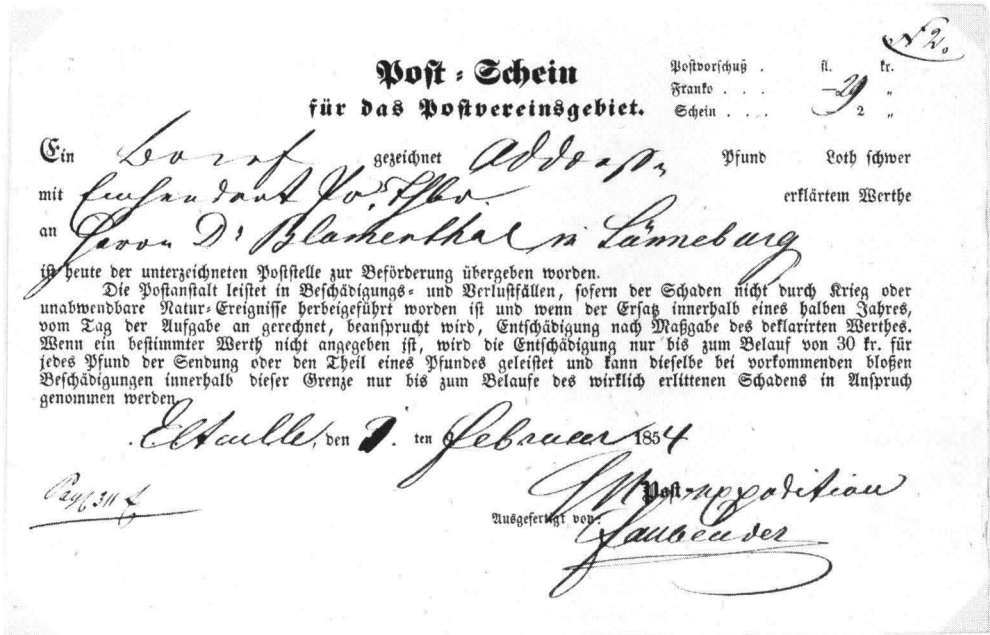


Abb. 4: Postschein für einen Brief nach Lüneburg (Königreich Hannover). Das Deutsch-Österreichische Postvereinsgebiet, zu dem auch Thurn und Taxis gehörte, wurde wie „Inlandsgebiet“ behandelt. Es galten aber andere Gebührensätze als im Taxisgebiet. Deshalb trägt der Schein den Zusatz „für das Postvereinsgebiet“. Der Schein trägt die Unterschrift von Postexpeditor Faßbender.

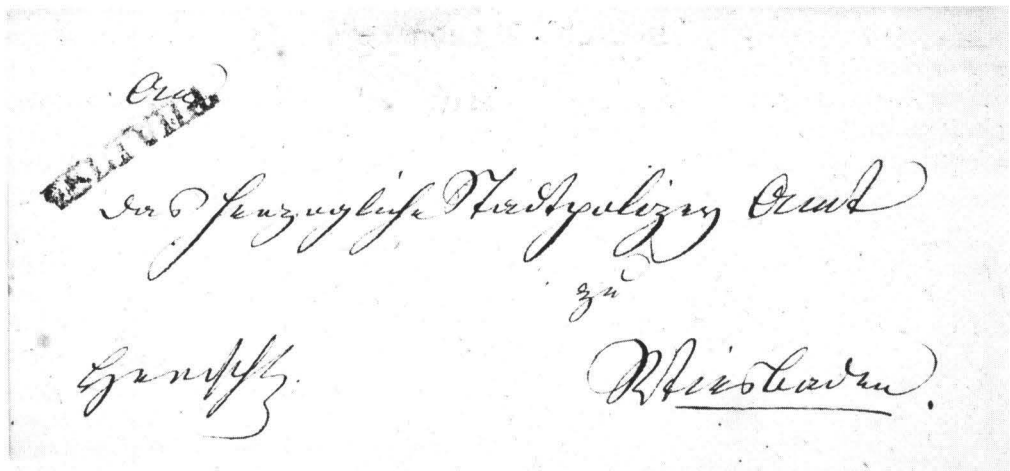


Abb. 5: Herrschaftlicher Brief mit komplettem Inhalt vom 10.1.1826. Der Faltbrief besteht aus einem gedruckten Briefbogen der „Herzogl. Nass. Correctionshaus-Direction zu Eberbach“. Das ehemalige Kloster wurde nach seiner Aufhebung als Zuchthaus verwendet. Die Berechtigung zur portofreien Beförderung wurde mit dem auf der Rückseite angebrachten Trockensiegel des Correctionshauses nachgewiesen. Der Stempelabschlag des Rayonstempels HN 2 könnte schöner sein. Er ist aber bis auf das fehlende „R“ gut lesbar. Seine eigentliche Bedeutung als Herkunftsnachweis aus einem bestimmten Gebietsstreifen parallel zur französischen Grenze hatte dieser Stempeltyp nach 1814 eingebüßt. Der Rhein blieb zwar Nassaus Grenze, aber die andere Rheinseite war nun nicht mehr französisch.

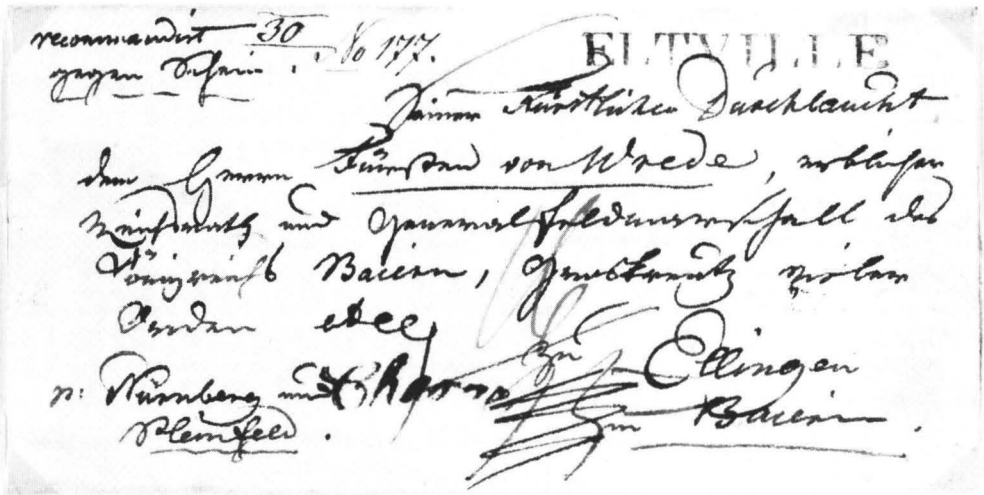


Abb. 6: Rekommandierter Portobrief (wurde unfrei aufgegeben) nach Ellingen in Bayern. Empfänger war Fürst Wrede, der in den Befreiungskriegen 1813–15 der Oberbefehlshaber der bayerischen Truppen war. Die Taxierung „16“ ist in blau vermerkt. Die Deutung dieser Taxe würde schwerfallen, wenn der Empfänger unbekannt wäre. So kann man voraussetzen, dass der ranghöchste bayerische Soldat in seinem Heimatland Portofreiheit genoss. Er musste bei Aushändigung nur den nichtbayerischen Streckenanteil mit 16 Kreuzer bezahlen. Die Rekommandationsgebühr wurde vom Absender mit der Ausstellung eines Postscheines gezahlt.

größert worden. Von der Buchstabenhöhe her gesehen ist dies der größte Eltviller Stempeltyp.

Mit den bisher benutzten Ortsstempeln war es nicht möglich, die Postlaufzeiten zu kontrollieren, d.h. man konnte der Anschriftseite nicht das Aufgabedatum entnehmen. Die Schnelligkeit der Postbeförderung war für das 19. Jahrhundert schon be-

achtlich, man wollte sie aber auch nachweisen können. Deshalb fand das Aufgabedatum Aufnahme in den neuen Stempeltyp (HN 4), der den einzeiligen Stempel ablöste.

Die Langstempel, egal ob ein- oderzweilig, benötigten viel Fläche der Anschriftseite für einen Abschlag und hatten auch noch den Nachteil, dass

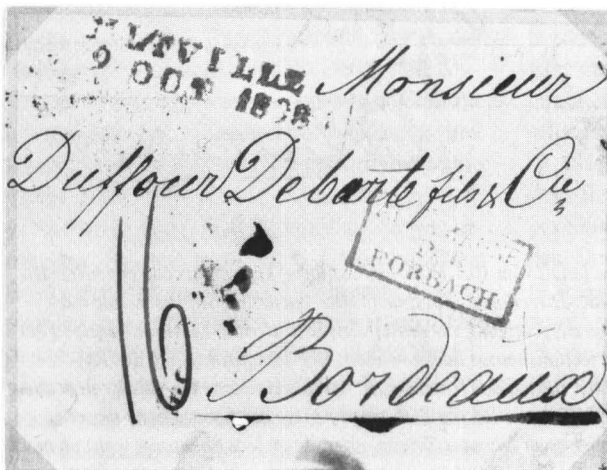


Abb. 7: Brief von Eltville nach Bordeaux mit Abgangsdatum 9.10.1838 im zweizeiligen Stempel (HN 4). Bemerkenswert ist hier die rote Stempelfarbe als Merkmal der vorausgezählten Beförderungsgebühr bis zur französischen Grenze, denn die franz. Post nahm keine „unfreien“ Briefe an. Grenzübergangspostamt war laut rotem Stempel „ALLEMAGNE PAR...“ Forbach in Lothringen. Nach den auf der Rückseite abgeschlagenen Stempeln war der Brief am 12.10. in Paris und wurde dem Empfänger am 14.10.1838 ausgehändigt. Dieser musste 16 Decimen (1,60 Franc) für die französische Strecke zahlen.

Abb. 8: Brief nach Jugenheim bei Mainz mit den seit 1.1.1852 zur Verfügung stehenden Briefmarken zu 1 + 3 Kreuzer frankiert. Da noch kein besonderer Entwertungsstempel vorhanden war, wurde der seit 1848 benutzte Zweikreisstempel (HN 5) auch zur Entwertung eingesetzt.



Abb. 9: Rekommandierter Brief aus dem Jahr 1860. Die 9 - Kreuzermark wurde mit dem ab Mitte 1853 zur Verfügung stehenden Vierringstempel mit der Nummer 174 entwertet. Zusätzlich musste noch der Ortsaufgabestempel in Zweikreisform als Nachweis von Herkunft und Aufgabedatum abgeschlagen werden.



sie selten komplett lesbar abgeschlagen werden konnten. So erscheint es logisch, dass der nächste Stempeltyp die kompakte Kreisform (HN 5) benutzte. Auf relativ kleiner Fläche waren in dieser Rundform alle notwendigen Angaben wie Ortsnamen und Datum gut lesbar unterzubringen. Damit hatte Thurn und Taxis um 1848 das „Ei des Columbus“ der geeigneten Stempelform „entdeckt“, die auch heute noch in Benutzung ist.

Ab 1.1.1852 standen Briefmarken zur Vorauszahlung der Beförderungsgebühr zur Verfügung. Da aber die Taxispost, wie alle anderen Postanstalten, eine geradezu panische Angst vor einer Mehrfachbenutzung der Briefmarken hatte, sollten so genannte Vernichtungsstempel dies verhindern. Es wurde also verfügt, dass die Briefmarken ab 1853 mit besonderen Stempeln entwertet wurden. Es waren dies Stempel mit 4 konzentrischen Ringen, die in der Mitte eine Nummer trugen. Eltville erhielt die Nummer 174 zugeteilt. Die Erklärung,

warum diese Zahl gewählt wurde, ist einfach. Nassau war nach Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt (die auch Taxispost hatten) das nächste Land bei der Nummernzuteilung. Hessen-Darmstadts letzter Ort erhielt die Nummer 165. Der erste nassauer Postort Biebrich bekam die Nummer 166, von da aus ging es alphabetisch weiter. 173 wurde Dillenburg zugeteilt und die 174 war dann für Eltville.

Als Nassau 1866 von Preußen militärisch besetzt und anschließend annektiert wurde, gehörte der Kreisstempel (HN 5) zu den Gerätschaften, die auch von der preußischen Post weiter benutzt wurden, als diese am 1.7.1867 ihren Dienst aufnahm. Da die preußische Post dieser Zeit aber Rechteckstempel benutzte, erhielt Eltville im 2. Halbjahr 1867 diesen Stempeltyp zugewiesen. Bemerkenswert ist hier die Einfügung von „Ellfeld“ unter dem Ortsnamen. Klang der preußischen Post der offizielle Ortsname zu französisch? Vielleicht

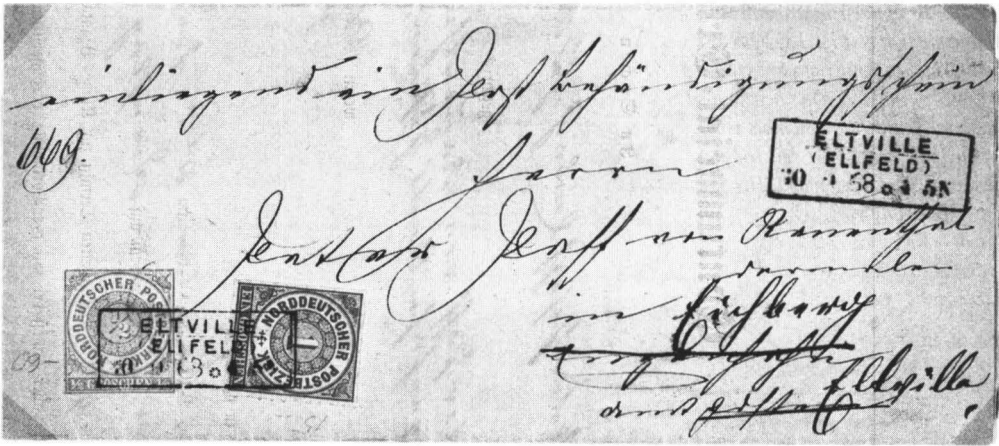


Abb. 10: Gefalteter Postbehändigungsschein, aufgegeben am 30.9.1868, frankiert mit Marken der Norddeutschen Bundespost. Der Rahmenstempel in preußischer Form wurde zur Entwertung und gleichzeitig als Aufgabenachweis benutzt, d.h. der 2. Abstag war vorgeschrieben.

wollte man auch nur den in der Einwohnerschaft noch gebräuchlichen Namen „wieder einführen“. Ein dauerhafter Erfolg der Namensänderung wurde damit aber nicht erreicht.

Am Ende der Betrachtung der Postgeschichte der Postexpedition Eltville soll die postalische Versorgung der zum Amt Eltville gehörenden Orte stehen. Mit der Einführung der Amtsboteneinrichtung durch die nassauische Landesregierung 1857 wurde das bisher den Ämtern überlassene Botenwesen zu einer staatlich organisierten Landpost. Das Amtsgebiet wurde in zwei Bestellbezirke aufgeteilt. Der 1. Bestellbezirk umfasste die Orte Nieder- und Ober-Walluf, Rauenthal, Erbach und Kiedrich. Als Amtsbote wurde Wilhelm Berg aus Eltville mit Vertrag vom 10.2.1857 verpflichtet. Den 2. Bestellbezirk, der die Orte Oestrich, Hattenheim, Hallgarten und Mittelheim umfasste, erhielt der Amtsbote Nikolaus Allinger aus Oestrich. Oestrich hatte zwar seit 1848 eine eigene Postexpedition, gehörte aber zum Amtsbezirk von Eltville, so dass dieses für die Landpostbestellung verantwortlich war. Beide Amtsboten waren schon in der Vergangenheit als Boten für das Amt tätig, was aus Zeugnissen von Schultheißen verschiedener Orte hervorgeht. Dem Amtsboten Berg, der den größeren Bezirk hatte, wurde ein Jahresgehalt von fl 350, dem Amtsboten Allinger fl 300 zugestanden.

Der 1. Bestellbezirk, den Berg von Eltville aus betreute, war wohl etwas zu groß geraten, denn mit Brief vom 8.9.1860 schrieb die Postexpedition Eltville an die Herzogl. Nass. Amtsboten – Einrichtung, dass Berg bereits fl 50 für die Einstellung eines Gehilfen gezahlt werde, weil „er allein die Leistung nicht bewältigen kann“. In einem Brief (ohne Datum) des Postexpeditors Faßbender an das Amt Eltville schreibt er, dass der Verkehr auf den Straßen und die Korrespondenz durch die Fremden stark zugenommen habe. „Ein Bestellbezirk von 6 Orten nebst Mühlen, welche 1 ½ Stunden von hier entfernt liegen und wovon 2 Orte täglich zweimal zu begehen sind, ein solcher Bezirk kann unmöglich von einem Mann besorgt werden, der bei der Ankunft massenhafter Briefe und Poststücke auch noch so lange Zeit auf der Postexpedition zubringt“. Faßbender forderte einen 2. Boten für diesen Bezirk, bzw. eine andere Aufteilung. Faßbender kam mit seiner berechtigten Forderung durch, denn die Amtsboten-Einrichtung teilte 1861 das Amt Eltville in 3 Bestellbezirke auf. Der 1. Bestellbezirk gab die Orte Erbach und Kiedrich an einen 3. Bezirk ab, der auch von Eltville aus begangen wurde. Als Amtsbote wurde hierzu Philipp Zölller verpflichtet, dessen Vater eine Kautions von fl 150 stellen musste. Nach der Besetzung und Annexion Nassaus durch Preußen teilte die neue preußische Regierung in Wiesbaden dem Amt Elt-

ville mit, dass ab 1.7.1867 „die Amtsbotenpost in die Verwaltung der Königlichen Post übergeht und den beschäftigten Boten zu kündigen ist“. Den Boten sei aber gleichzeitig zu eröffnen, dass das königliche Oberpostamt sie weiter im Landbrief-trägerdienst beschäftigen wolle und „dieserhalb Verhandlungen mit ihnen aufnehmen will“. Welches Ergebnis diese Verhandlungen hatten, ist aus den Akten nicht zu ersehen. Von den Landpost-orten wurde Hattenheim noch vor dem offiziellen Übergang an die preußische Post (die Preußen hatten aber bereits das „Sagen“, da sie die Taxispost bereits unter ihre Verwaltung gestellt hatten) am 10.3.1867 Postexpedition. Durch die Kriegsergebnisse 1866 erhielt Hattenheim aber nicht mehr den ihm zugedachten Nummernstempel.

Anmerkungen

¹ Der Sitz der Generalpostdirektion, die auch die Funktion des nassauischen Oberpostamtes übernahm, war Frankfurt am Main. Der Fürst Thurn und Taxis residierte in Regensburg, er traf immer die letzte Entscheidung.

² Die Postorganisation war getrennt in Brief- und Fahrpost. Die Briefpost besorgte nur den Briefverkehr mit reitenden oder zu Fuß gehenden Boten. Die Fahrpost übernahm Personentransport und die Beförderung von Paketen und Wertsendungen. Geld in klingender Münze wurde in der noch nicht bargeldlosen Zeit mit der Fahrpost befördert.

³ Posthalter war die Bezeichnung des Leiters der Fahrpost, der Postexpeditor war für die Briefpost zuständig.

⁴ Die Bezeichnungen HN mit Nummer sind die Katalogisierungsmerkmale der Arbeitsgemeinschaft für Postgeschichte und Philatelie im ehemaligen Herzogthum Nassau, welche die chronologische Reihenfolge der Ortsaufgabestempel in einem Handbuch veröffentlicht hat.

Quellenangaben:

Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden. Abt. 100, 102, 108, 131, 205, 207, 212, 223, 238, 242, 290 + 405

Karl Rolf Seufert: „...ist ein feins Ländlein. Eine Kulturgeschichte des Rheingaus 1983

Rundbriefe der Arbeitsgemeinschaft Nassau (Postgeschichte + Philatelie) mit folgenden Beiträgen:

RB 5 1978 Dr. H. Stein: Eltville – postalisches Portrait einer Stadt im ehemaligen Hzgt. Nassau

RB 27 1984 E. Sommer: Gab es um 1800 auf dem Rhein eine Schiffspost?

RB 48 1989 E. Sommer: Die Post im Rheingau

Postgeschichtlich interessierte Leser können sich an die Anschrift des Verfassers wenden: Arbeitsgem. Nassau c/o Claus Leven Zuckerberg 2 65510 Idstein Tel. 06126-55443

Dr. phil. Gerd Hagenow († 29.01.1995)

ein verdienter Pädagoge und seine Veröffentlichungen 1967–1989

Als am 29.01.1995 Dr. Gerd Hagenow für immer nach einem ungewöhnlich reichen, erfüllten Leben von uns ging, verlor der Rheingau nicht nur einen seiner geachteten und erfolgreichen Pädagogen, sondern auch einen Schatzgräber unserer Kultur und Geschichte von der Antike bis zur Gegenwart. Sein Interesse über die Schule hinaus galt besonders Begebenheiten, die sich um den Wein in der Antike ranken sowie der Kulturgeschichte des Rheingaus, der über viele Jahre hin-



Dr. Gerd Hagenow *17.08.1908 – †29.01.1995
Aufn.: B. Wilhelmy

durch zur zweiten Heimat wurde. Es ist naheliegend, daß sich viele Beiträge mit dem engeren Umkreis, also mit den Kulturdenkmälern der Stadt Geisenheim befassen. Dabei verstand es Hagenow meisterhaft, hohen wissenschaftlichen Ansprüchen für die Nassauischen Annalen zu entsprechen, ebenso aber auch immer wieder neu die Aufmerksamkeit der Leser der Rheingauer Heimatblätter sowie des Geisenheimer Lindenblattes zu gewinnen.

Gerd Hagenow wurde am 17. August 1908 in Erfurt als einziger Sohn des Oberpostdirektors Anton Hagenow und seiner Ehefrau Anna, geborene Runge, geboren. Er besuchte das humanistische Gymnasium in Darmstadt, wo er 1937 auch das Abitur ablegen konnte. Es folgte das Hochschulstudium an den Universitäten in Frankfurt am Main, in Freiburg im Breisgau, in München und in Göttingen. Seine Studienfächer waren Latein, Griechisch und Geologie. Im Jahre 1931 promovierte er in Göttingen zum Dr. phil. In seiner Dissertation befaßte sich Hagenow mit dem Werk des griechischen Geographen Artemidoros, der um 100 v. Chr. geboren wurde. Ab 1932 absolvierte er nach dem Abschluß der Prüfung zum Lehramt an höheren Schulen die übliche zweijährige Referendarzeit an Frankfurter Gymnasien. Nach Ernennung zum Studienassessor am 1. Oktober 1934 unterrichtete er an öffentlichen und privaten Schulen in Kassel.

1936 heiratete er Hubertine Lewen. Aus der Verbindung gingen zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, hervor. Zu Beginn des Krieges wurde Hagenow 1940 als Lektor der Deutschen Akademie nach Ancona in Italien dienstverpflichtet. Die

letzten beiden Kriegsjahre nahm er Aufgaben als Dolmetscher bei der Wehrmacht in Italien wahr. Nach Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft unterrichtete er zunächst an der Oberschule in Bönningheim in Württemberg. Am 1. April 1949 wechselte er an das staatliche Realgymnasium in Geisenheim, wo er seine Lebensaufgabe fand.

Nur acht Jahre später wurde er zum Oberstudienrat ernannt und mit der Vertretung des Schulleiters beauftragt. Nach Dr. Baschnagel, Direktor der Schule in den 80er und 90er Jahren, war „*Dr. Gerd Hagenow eine Lehrerpersönlichkeit, die kein Schüler vergißt, der ihm einmal begegnet ist. Er hat gelehrtes Wissen und Autorität in ungewöhnlichem Maße besessen. Für aufmerksame Zuhörer war sein verhaltener, feinsinniger Humor eine Zugabe mit besonderem Erlebnisgehalt*“. Nach Karl-Heinz Hecker „*War sein Unterricht darauf ausgerichtet, bei den Schülern Verständnis und Interesse für die antike Kultur zu wecken, als Grundlage dafür sorgte er für solide Kenntnisse in der lateinischen Sprache.*“ Am 1. Januar 1970 wurde Dr. Gerd Hagenow als ständiger Vertreter des Schulleiters zum Studiendirektor ernannt. Zum Bedauern vieler Schüler und Kollegen ließ er sich jedoch mit Wirkung vom 31. Juli 1970 pensionieren.

Ein herber Verlust für Dr. Hagenow war Mitte der 80er Jahre der Tod seiner Frau Hubertine, die

am 07. Februar 1984 verstarb und auf dem neuen Friedhof in Geisenheim ihre letzte Ruhestätte fand. Eine Bank am Grab, die Gerd Hagenow 1984 stiftete, erinnert noch heute an den Schmerz dieser Jahre. In den folgenden Jahren ging sein Augenlicht stark zurück, so daß ein wissenschaftliches Arbeiten kaum noch möglich war. Da auch die Versorgung des Haushalts zunehmend Schwierigkeiten bereitete, mußte er schweren Herzens Anfang der 90er Jahre seine Selbständigkeit aufgeben und sich für die letzten Jahre seines Lebens ins Marienheim begeben.

Noch während der Schulzeit, insbesondere aber nach seiner Pensionierung widmete sich Hagenow in zahlreichen Studien dem Wein in der Antike. Das Ergebnis waren drei Schriften in den Jahren 1972–1978 in den Schriften der Gesellschaft zur Geschichte des Weines. Das Buch „*Der Weingarten der Antike – Der Wein in Dichtung, Brauchtum und Alltag*“ erschien 1982 im Verlag Philipp v. Zabern als Band 12 der Reihe „*Kulturgeschichte der antiken Welt*“. Groß ist die Zahl der Beiträge zur Kultur und Geschichte des Rheingaus, wo er das Wissen um die Kulturdenkmäler, besonders der Stadt Geisenheim, um ein vielfaches bereichern konnte. Sein umfangreiches Schaffen der Nachwelt zu erhalten und zugänglich zu machen, dient die nachfolgende Zusammenstellung.

Veröffentlichungen in den Jahren 1967–1989

I. Beiträge zur Kultur und Geschichte des Rheingaus

- 1967 Ein römisches Epigramm an den Vater Rhein. In: Rheingauische Heimatblätter Nr. 4/1967
- 1973 (Warum) ist es am Rhein (noch) so schön? In: Rheingauer Heimatbrief, 85. Folge/1973
- 1974 Ein verdienter Mann und sein Grab. In: Rheingauer Heimatbrief, 90. Folge/1973 (Konsul Lade)
- 1974 Sorge um unsere Kulturdenkmäler. In: Geisenheimer Lindenblatt Nr. 11/1974
- 1975 Erhaltung und Pflege unserer Kulturdenkmäler. Rheingauer Heimatbrief, 88. Folge/1974
- 1974 Die Bernhardskapelle am Kloster Eberbach. In: Rheingauische Heimatblätter Nr. 1/1974
- 1974 Das Grabmal des Grafen Johann Heinrich Karl von Ostein in der katholischen Pfarrkirche zu Geisenheim am Rhein. In: Nassauische Annalen, 85. Band, S. 114–132
- 1974/75 Ein Schönborn in Geisenheim am Rhein. In: Rheingauische Heimatblätter Nr. 4/1974 und Nr. 1/1975
- 1975 „Der Ostein“ – Ein Name des Niederwaldes in der Romantik. In: Rheingauer Heimatbrief, 92. Folge/1975

- 1975 Die Grabmale des Rheingauer Domes. Sonderdruck des Geisenheimer Lindenblattes Nr. 43, 46, 49, 50/1975
- 1976 Der Name des ehemaligen Hofgutes Pixholz. In: Nassauische Annalen, 87. Band, S. 215–220
- 1977 Woher hat der Rhein sein H? In: Rheingauer Heimatblätter, Nr. 1/1977
- 1977 Das Geisenheimer Rathaus. In: Geisenheimer Lindenblatt Nr. 51/1977
- 1978 Das Loch im Sack. In: Rheingauer Heimatbrief, 106. Folge/1978
- 1978 Der Longfellowbrunnen in Geisenheim. In: Rheingauer Heimatbrief, 104. Folge/1978
- 1979 Die Rheingauer Pflänzer. In: Rheingauer Heimatbrief, 108. Folge/1979
- 1980 Wie die Römer sich den Rhein vorstellten. In: Nassauische Annalen, 91. Band/1980, S. 1–9
- 1981 Blick auf Geisenheim vor 130 Jahren. In: Rheingauer Heimatbrief, 1981. S. 12–13
- 1981 Tür und Tor. In: Geisenheimer Lindenblatt, Mai 1981
- 1981 Die antiken Medaillons im ehemaligen Osteinpalais zu Geisenheim. In: Nassauische Annalen, 92. Band, S. 1–29
- 1982 Gottes Not und der Kelch des Leidens. In: Rheingauer Heimatbrief, 119. Folge/1982
- 1982 Die Herkunft des Ortsnamens Lorch. In: Rheingauische Heimatblätter Nr. 3 u. 4/1982
- 1982/83 Zwei ehemalige Rheingauer Galerien. In: Rheingauer Heimatbrief, 122. Folge, S. 5–7, 123. Folge, S. 11–12
- 1984 Zur Baugeschichte von Schloß Reichartshausen (Chr. u. Gerd Hagenow). In: Rheingauer Heimatbrief, 124. Folge/1983
- 1985 Klio und Kronos – Zur Deutung eines Stuckreliefs im Ostein-Palais zu Geisenheim. In: Nassauische Annalen, 95. Band, S. 261–273
- 1986 Die Bedeutung des Klosters Eberbach für Geisenheim. In: Rheingauer Riesling-Kurier vom 30.09.1985
- 1988 Die Grafen von O-s-stein oder O-sch-tein? In: Rheingauische Heimatblätter, Nr. 1/1988
- 1989 Der Klaus und die Klaus(e). In: Rheingauische Heimatblätter, Nr. 4/1989

II. Beiträge zur Kultur und Geschichte des Weines

- 1969 Color – Odor – Sapor – Zur Geschichte der Weinbeurteilung und der Weinkultur. In: Deutsches Weinbau-Jahrbuch 1969 – Sonderdruck
- 1970 Wein und Wasser (Vinum merum aut mixtum). In: Deutsches Weinbau-Jahrbuch 1970, S. 197–201
- 1973 Weinlese mit dem Hirtenstab? In: Der Niederrhein, Krefeld, November 1973, S. 167–173
- 1974 Altrömische Trinksitten. In: Rheingauer Heimatbrief, 1974. S. 14–16. – Überarbeitete Neufassung des Aufsatzes „Wein und Wasser (Vinum merum aut mixtum)“ in Deutsches Weinbau-Jahrbuch 1970
- 1974 Prädikatsweine in alten Zeiten. Sonderdruck aus: Rheingauer Heimatbrief, 90. Folge/1974
- 1975 Zum Allerhinnerschte. In: Rheingauer Heimatblätter Nr. 4/1975
- 1976 Schwätzerchens Schwesterchen. Geschichtsblätter, 2. Folge, 1977, S. 23–30
- 1977 Der Rebstock. In: Rheingauer Heimatbrief, 100. Folge, S. 8–10
- 1979 Woher kommt der Ausdruck „Trockener Wein“? In: Deutsches Weinbau-Jahrbuch 1979, S. 197–201
- 1980 Der „Zweitwein“ – ein antikes Volksgetränk. In: Rheingauische Heimatblätter Nr. 1/1980 und Nr. 2/1980
- 1981 Armer Schlucker. In: Rheingauische Heimatblätter Nr. 2/1981 und Nr. 3/1981
- 1984 Ein Prunkpokal in der Brömserburg. In: Rheingauer Heimatbrief, 126. Folge, S. 8–11
- 1985 Sprüche des Weisen Sokrates – Wein ist der Poeten heiliger Geist. In: Rheingauische Heimatblätter, Nr. 1/1985

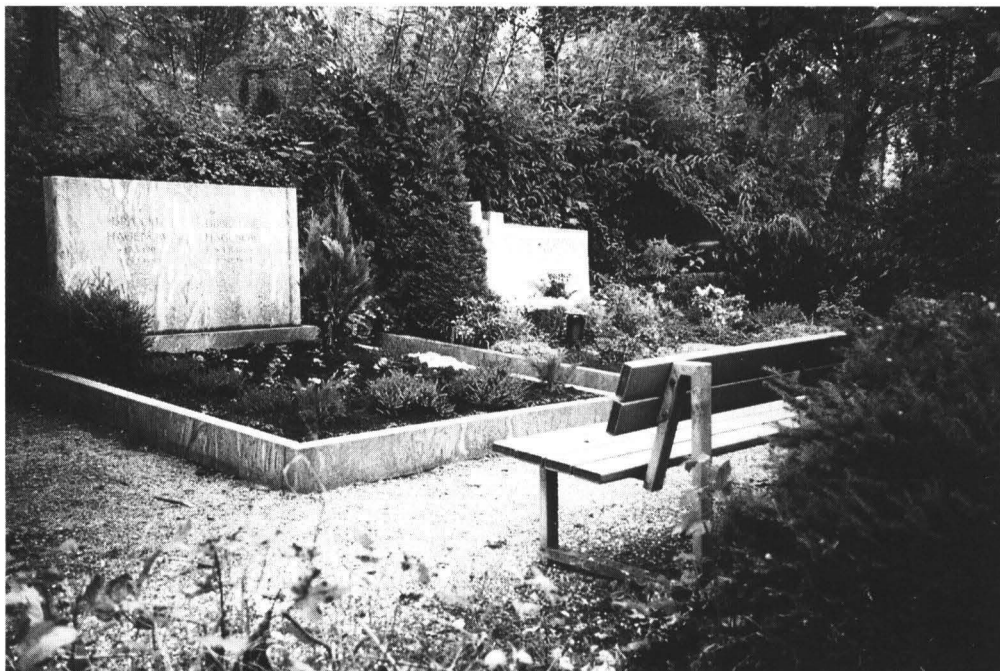
III. Sonstige Themen

- 1974 Die Bedeutung der Küchenzwiebel (*Allium cepa* L.) als Nahrung und Heilmittel im Alterum. Erfahrung und Aberglaube. In: *Qualitas Plantarum*, 20/12/1974, volume 24, no 1/2, S. 163–172
- 1974 Mitmenschliche Kontakte. In: *Geisenheimer Lindenblatt*, Mai 1974
- 1978 Einheitlich oder eintönig. In: *Geisenheimer Lindenblatt*, September 1978
- 1984 Klein-Kapitalisten. In: *Rheingauische Heimatblätter* Nr. 3 und 4/1984
- 1985 Öko-Sinniges. In: *Rheingauer Riesling-Kurier* Nr. 12/1985, S. 7

IV. Veröffentlichungen von Büchern und Schriften

- 1972 Rebe und Ulme – Geschichte eines literarischen Bildes. Schriften zur Weingeschichte Nr. 28, 36 S., Wiesbaden 1972
- 1975 Die Pergola – Ursprung und Entwicklung der Weinlaube. Schriften zur Weingeschichte Nr. 38, 54 S., Wiesbaden 1976
- 1978 Das Keltern – Ein Leitmotiv in der antiken Kulturgeschichte. Schriften zur Weingeschichte Nr. 46, 64 S., Wiesbaden 1978
- 1982 Aus dem Weingarten der Antike – Der Wein in Dichtung, Brauchtum und Alltag. Kulturgeschichte der Antiken Welt Band 12, 247 Seiten mit 64 Abbildungen und 16 Farbtafeln. Verlag Philipp von Zabern, Mainz, 1982

Hinzuweisen ist auch auf den Band I der „Beiträge zur Kultur und Geschichte der Stadt Geisenheim“, der auf 127 Seiten 17 Veröffentlichungen von Dr. Gerd Hagenow enthält und von Prof. Dr. Paul Claus zusammengestellt und 1991 herausgegeben wurde.



Grabanlage mit Bank aus dem Jahre 1984 (Aufn. Paul Claus)

Als letzter Beitrag Hagenow's zur Kultur und Geschichte des Weines – bisher nicht veröffentlicht – liegt die folgende kleine Studie vor, vom Autor selbst in einem Brief vom 21. 1. 1989 als Glosse bezeichnet:

Gerd Hagenow

Das Rebmesser, ein Symbol des antiken Weinbaus

Zu den wichtigsten archäologischen Zeugnissen des antiken Weinbaus gehört das griechisch-römische Rebmesser mit seiner sichelartig nach innen gerichteten Spitze und der konkaven Schneide. Kaum ein Museum mit Altertums-Objekten in den mittleren Rheinlanden, das nicht solche Stücke zu seinem Fundus zählt! Im Weimuseum in der Brömserburg zu Rüdesheim a. Rh. sind drei Exemplare ausgestellt. Allerdings fehlt es unter den Fachleuten auch nicht an Skeptikern, die solche Funde nicht als vollgültige Beweise für einen Weinbau der Römer in der Fundegend anerkennen wollen. Zu leicht, so wird argumentiert, könnten solche Messer als Beutestücke mitgenommen oder als Waren ambulanten Händler in Gegenden gelangt sein, wo sie womöglich anderen Zwecken in der Landwirtschaft oder beim Handwerk dienten.

Daß das Rebmesser als ein gewichtiges Symbol des Weinbaus gelten darf, bestätigt wohl auch eine Stelle aus dem Alten Testament, die bisher kaum beachtet wurde. Bei dem Propheten Jesaias (2.4) findet sich die Stelle, die heute in der politischen Diskussion zum Schlagwort geworden ist: aus den Schwertern Pflugscharen machen! In der Luther-Bibel lesen wir da: „... werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und die Spieße zu Sichel machen“. In modernen Bibelübersetzungen heißt es dagegen: „... und ihre Speerspitzen zu Rebmessern machen“. Der hebräische Text soll dieser Fassung näherkommen; die Vulgata spricht nur von „falces“ (= Sichel). Es liegt aber wohl auch der Wirklichkeit näher, aus Speerspitzen kleine Rebmesser zu machen als umfängliche Sichel. Wenn wir also hier bei Jesaias Rebmesser verstehen dürfen, dann ergibt sich klar, daß der Pflug als das Symbol für den Ackerbau anzusehen ist, das Rebmesser aber als Symbol für den Weinbau. Was die Bedeutung des Rebmessers innerhalb der archäologischen Forschung bestätigen dürfte.

Anmerkungen:

Dem hebräischen Urtext kommt die Übersetzung von Martin Buber (Bücher der Kündigung, 7. Aufl. Heidelberg 1978) am nächsten: „... ihre Speere zu Winzerhippen ...“

Der griechische Text der Septuaginta schreibt *δρεπανα* (*drepana*), vom Menge'schen Lexikon als Sichel, Hippe, Sense oder (wieder martialisch!) krummes Schwert übersetzt.

Die auf die Vulgata zurückgehenden deutschen Bibelausgaben übersetzen „falces“ durchweg mit „Winzermesser“, so Henne-Gräff (Das Alte Testament, Paderborn 1938): „zu Pflugscharen schmieden sie um ihre Schwerter, ihre Lanzen zu Winzermessern“. Ebenso hält es die nachkonziliare Einheitsübersetzung der Bibel.

Auch bei Bassermann-Jordan, Geschichte des Weinbaus (Frankfurt 1923), gilt *falx* (Plural *falces*) als eine der gängigsten antiken Bezeichnungen für das Rebmesser. *Josef Staab*

Quellennachweis

1. Dr. Georg Baschnagel: Rheingauschule trauert um Dr. Gerd Hagenow. Rheingau-Echo Nr. 5, 2. Februar 1995
2. Norbert Brühl: Die Geschichte der Rheingauschule seit 1945. In: Rheingauschule – Gymnasium Geisenheim 1983, Jahrbuch
3. Paul Claus: Sammlung der Veröffentlichungen von Dr. Gerd Hagenow von 1967–1989
4. Karl-Heinz Hecker: Dr. Gerd Hagenow – Nachruf. In: Rückspiegel, Zeitschrift des Vereins ehemaliger Schüler und Freunde der Rheingauschule Geisenheim 1995
5. Walter Hagenow und Frau: Mündliche Auskunft im Oktober 2001
6. Josef Staab: Brief Hagenow's vom 21.1.1989

Der Zisterzienserorden und der Weinbau

Vortrag, gehalten am 17.10.2001 in Eltville

Am Anfang der neuen Ordensgemeinschaft von Cîteaux steht Heimweh – Heimweh nach dem „reinen“ Evangelium und den „reinen“ Quellen des christlichen Mönchtums, unter denen die Regel des hl. Benedikt hervorragt.

Die Gestalt, die hier in den Blickpunkt tritt, ist Robert von Molesme (1028–1111), ein unruhiger Geist auf der Suche nach einer Erneuerung des Ordenslebens der Benediktiner. Als junger französischer Adelsherr trat Robert um 1043 in die angesehenen Benediktinerabtei Montier-la-Celle bei Troyes ein, wo er 1053 Prior wurde. Nach über 20 Jahren berief man ihn zum Abt des Klosters Saint-Michel de Tonnerre. Da er die Erneuerung des monastischen Lebens dort nicht durchsetzen konnte, legte er sein Amt 1072 nieder und übernahm als Zeichen der Demut das Amt des Priors in einer schlichten Dependence seines Mutterklosters. Enttäuscht auch hier über die traditionelle Linie des Klosters, schloss er sich den Eremiten im Wald von Collan zwischen Tonnerre und Chablis an, die ihn 1073 als geistigen Führer beriefen.

1075 gründete Robert mit den Eremiten ein neues Kloster in Molesme im Bistum Langres, an der Grenze zwischen Champagne und Burgund. Durch Schenkungen kam das Kloster zu Reichtum und die Mönche gaben das asketische Leben schnell wieder auf.

Auch hier mit der Entwicklung unzufrieden, verließ Robert 1098 mit 21 Mönchen, darunter Alberich und Stephan Harding Molesme und ließ sich im Wald zwischen Nuits-Saint-Georges und der Saône auf einem „Allod“ (abgabefreies Gut) namens Cîteaux (24 km südlich von Dijon) nieder.

Da die Mönche von Molesme ihren Abt zurückhaben wollten, kehrte Robert 1099 auf Geheiß des Papstes zurück und versah sein Amt bis zu seinem Tod 1111.

Sein Nachfolger im „Neukloster“, wie Cîteaux Jahrzehnte lang hieß, wurde Prior Alberich, der 1108 verstarb. Auf ihn folgte der Engländer Stephan Harding (gest. 1134), dem die Zisterziensische Verfassung (Carta caritatis) zu verdanken ist, auf die neben dem einflussreichen Wirken Bernhards der eigentliche Erfolg des Zisterziensertums zurückgeht. Der pragmatischere Harding verstand es besser als Robert oder Alberich, dafür zu sorgen, dass die Abtei wuchs und gedieh, ohne dass der religiöse Geist verkümmerte. Allein zwischen 1109 und 1119 erhielt Cîteaux zwanzig wichtige Schenkungen, was zur Folge hatte, dass man damit begann, zur Unterstützung Laienbrüder und Lohnarbeiter hinzuzuziehen.

1113 trat der adelige Bernhard von Fontaine-lès-Dijon mit 30 Gefährten in Cîteaux ein, womit der Bestand von Cîteaux gesichert wurde. Bereits 1113 kann Abt Stephan La Ferté gründen, 1114 Pontigny und 1115 Morimond und Clairvaux. Bernhard wird mit 12 Mönchen als Abt nach Clairvaux gesandt. Schon 1118 gründet er von hier aus das erste Tochterkloster aller vier Primarabteien: Trois-Fontaines und eröffnet damit die Expansion des Zisterzienserordens, die weitgehend ihm zu verdanken ist. Bei seinem Tod bestanden bereits 344 Klöster, von denen 166 zu Clairvaux gehörten.

Der Weinbau verdankt seinen Fortbestand nach dem Niedergang des Römischen Reiches den Bischöfen des frühen Christentums, die jeweils in



Abb. 1: Gesamtansicht Clos de Vougeot.

der Nähe ihres Bischofssitzes Weinberge unterhielten, um zum einen dem Bedarf des Abendmahls, als Medizin, als Tischgetränk und zum anderen der von den Römern eingeführten Sitte, hohen Gästen Wein anzubieten, gerecht zu werden.

Die Zisterzienser schlossen sich dieser Tradition an, und ihre Weinberge gehörten rasch zu den berühmtesten. Das Stammland Burgund war durch Bodenbeschaffenheit und Klima wie geschaffen dafür, große Weine hervorzubringen.

In der Regel des hl. Benedikt, (8) nach der die Zisterzienser bis heute leben, wird über den Wein folgendes festgelegt:

Regel 38: Der Wochendienst des Lesers

10.: Der Bruder, der den Wochendienst des Lesers versieht, bekommt vor Beginn des Lesens etwas Mischwein, wegen der heiligen Kommunion (Teilnahme an der Kommunion), und damit ihm das Fasten nicht zu beschwerlich ist.

Regel 40: Das Mass des Getränkes

3. Indessen glauben wir mit Rücksicht auf die Unzulänglichkeit der Schwachen, dass eine Hemina (etwa ein Viertelliter) Wein für jeden täglich reichen sollte.

5.: Sollten jedoch die Ortsverhältnisse, Arbeit oder Sommerhitze mehr fordern, so ist das dem Ermessen des Oberen überlassen; doch muß er immer darauf achten, dass nicht Sättigung oder Trunkenheit aufkommt.

6.: Zwar lesen wir, der Wein sei überhaupt nichts für Mönche; da man aber die Mönche

unserer Zeit davon nicht überzeugen kann, sollten wir uns wenigstens dazu verstehen, nicht bis zur Sättigung zu trinken, sondern weniger;

7.: denn der Wein bringt sogar die Weisen zum Abfall (gemeint ist hier wohl das Übermaß).

Aus der Regel und der Tatsache, dass sie getreu nach der Regel „ora et labora“ (bete

und arbeite) selbständig sein wollten, ergibt sich, dass diese neue Ordensgemeinschaft von Anfang an sich mit dem Weinanbau befasste.

Nach der Gründung des „neuen Klosters“ bekamen die Mönche in der Hangregion (heute Côtes de Nuits [Nuit lat. = Nuß]) 25 Journaux (Morgen) = 9 ha Land. Da in der Nähe der Bach Vouge fließt, nannten sie es Vougeot. Sie legten dort einen Weinberg an und bauten einen Weinkeller mit Wirtschaftsgebäuden. Da in Frankreich ein mit einer Mauer umgebener Weinberg „Clos“ genannt wird, ergab sich daraus der spätere Name „Clos de Vougeot“.

Schon zur Zeit der Mönche von Cîteaux wird der Weinberg zur Bearbeitung an Winzer verpachtet, aber die Weinherstellung behalten sich die Mönche vor. Dank der Klostergelübde gab es eine „Dynastie der Kellermeister“, die das Geheimnis der Weinbereitung zu einer mündlichen Tradition werden ließ, von der man heute praktisch nichts weiß. Alle Archive von Cîteaux und Clos de Vougeot sind verschwunden. Es ist nicht bekannt, wie die Kellermeister ausgewählt wurden, was ihre Fähigkeiten und ihr Können ausmachte. Es gab sicher auch Weinbereitungs- und Weinlagerbücher, die aber 1791 bei der Auflösung als unwichtig vernichtet wurden.

Es war mit Sicherheit ein wunderbarer Wein, das „Image der Marke“ vermischt sich mit dem des Ordens. Der Wein von Clos de Vougeot ist das sicherste Geschenk, das man den Päpsten oder Königen macht, um deren Gunst zu erhalten oder zu

gewinnen. Eine Bulle des Papstes Urban V. von 1364 aus Avignon verbietet dem Abt von Cîteaux, ihm oder einem seiner Kardinäle Wein von der Côte de Beaune oder aus Vougeot zu schicken – unter Androhung der Exkommunikation. Das hindert übrigens den Abt Jean de la Bussiere nicht daran, dem Papst 1373 30 Fässer Wein vom Clos de Vougeot zu schenken. Zwei Jahre später erhält er die Kardinalswürde. (3)

Zitat aus den Briefen eines englischen Besuchers (1775) zum Abendessen an der Tafel des Abtes:

„Der Abt spricht von den Weinen wie von den Kindern des Hauses. Er hat seine eigene Flasche und trinkt den Wein völlig pur. Sie sprechen von ihren Weinansichten in einer Art Extase. Sie scheinen das Glas schon an den Lippen zu haben, wenn sie die Erinnerung an die Weinberge heraufbeschwören.“ (3)

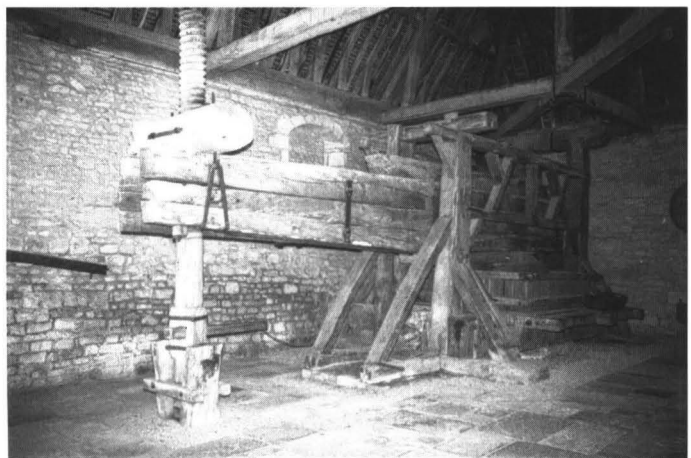
1551 wurden die Gebäude zum Sommersitz der Äbte von Cîteaux umgebaut. Der Weinberg umfasste zur Zeit der zwangsweisen Auflösung im Zuge der franz. Revolution 1789 50 ha Rebfläche, die sich heute 86 Winzer teilen.

Vier Fünftel dieser Clos-de-Vougeot-Besitzer kelterten ihren eigenen Wein, was allein schon mehr als sechzig verschiedenen Clos de Vougeot entspricht.

Man kann hier gut einen Vergleich mit dem Eberbacher „Steinberg“ anstellen, der ca. 34 ha umfasst. Wären hier ca. 60 Besitzer, so wären auch 60 verschiedene Weine das Ergebnis.

Als in den 30er Jahren des 20. Jh. der Burgunderweinbau von einer Krise erfasst war, gründeten burgundische Winzer und Weinhändler, um dem Weinbau zu helfen, die Weinbruderschaft „Confrérie des Chevaliers du Tastevin“ mit heute 10.000 Mitgliedern weltweit und Sitz im Schloß Clos de Vougeot.

Abb. 2: Kelter von Clos de Vougeot.



Auch in Morey, Beaune, Meursault, La Bussière-sur-Ouche, Aloxe und Mercurey besaßen die Zisterzienser Weinberge. Pontigny sorgte für die Neubelebung eines einstigen Weinbaugebietes der Römer an den Hängen von Chablis. Clairvaux deckte seinen Weinbedarf schon vor 1200 in zwei bedeutenden Weingütern, Colombé-le-Sec und Baroville (Morvaux). Das letztgenannte Weingut wurde schon zu Lebzeiten Bernhards aufgebaut. Von dem erstgenannten Weingut ist bis heute der Weinkeller aus dem 12. Jh. erhalten. Beide Weingüter sind heute Produktionsgebiet für den Champagner Côte-des-Bar.

In Dijon besaß Clairvaux einen gewaltigen Weinkeller. Seine zwei kreuzrippengewölbten Geschosse dienen heute für Ausstellungen und Festlichkeiten.

Er diente als Stapel- und Lagerraum für die Fassweine vor dem Verkauf. Eine Parallele hierzu bei uns wären Reichardshausen und auch der Draiserhof.

Das Schloß von Gilly-les-Cîteaux (in der Nähe von Clos de Vougeot) nimmt eine Sonderstellung unter den einstigen Zisterzienser-Weingütern ein. In langjähriger Prozedur hatte es Cîteaux der Pariser Abtei Saint-Germain-des-Prés abgerungen. In der Renaissance wurde es zur Residenz der Äbte von Cîteaux.

Die heutigen Mönche von Cîteaux, die 1898 nach mehr als hundert Jahren der Vertreibung wieder zurückkehren durften, haben keinen einzigen Rebstock mehr.

Bernhard und sein Verhältnis zum Wein

Hierzu gibt es unterschiedliche Aussagen., u.a. auch, dass Bernhard als Asket dem Weingenuss nicht gerade freundlich gesinnt war.

In seinem „Exordium Magnum Cisterciense“ – Bericht vom Anfang des Zisterzienserordens – berichtet Konrad von Eberbach, Mönch in Clairvaux und später Abt in Eberbach (4) in einigen Kapiteln den Wein betreffend:

Buch III Cap. V.: Predigt des hl. Bernhard beim Tode Humberts seligen Andenkens.

Humbert kam als Abt eines Benediktinerklosters kurz nach der Gründung nach Clairvaux. Er war 30 Jahre lang ein treuer Weggefährte Bernhards und bis zu seinem Tode Prior von Clairvaux: „Wenn ferner im Refektorium – er aß kaum von den allgemeinen Speisen – ihm zufällig etwas anderes gebracht wurde, nahm er dies entweder nicht an oder nahm es mit solchem Unwillen, dass er damit uns alle öfter verärgerte. Wenn es auf seinen Willen angekommen wäre, hätte er immer Wasser getrunken, wenn ich mich nicht mit allen Kräften widersetzt hätte. Wenn er sich gelegentlich zwingen ließ, Wein zu trinken, war es Wein mehr der Farbe als dem Geschmack nach, so sehr hatte er ihn mit allzu viel Wasser vermischt.“

Buch III Cap. II: Aufzeichnung Conrads über die lobenswerte Selbstbeherrschung des Cellerars Gerhard.

„Gerhard (leiblicher Bruder des hl. Bernhard) pflegte, wenn er in Wahrnehmung seines Amtes die Grangien aufsuchte, mit dem gemeinsamen Tisch der Brüder und dem Essen zufrieden zu sein und selbst das Wasser mit ihnen zu trinken; und nur ungern duldete er, dass ihm etwas anderes als die für alle bestimmten Speisen vorgesetzt wurde. Einmal aber passierte es, dass er, im Begriff, zu einer Grangie zu gehen, einen Schwächeanfall hatte. Da der Konverse, der ihn begleiten musste, dies wusste, ging er zu dem Prior, bedeutete ihm, dass der Cellerar sich schwach fühle, und sagte, er habe Angst, dass, wenn er wie gewohnt Wasser auf dem Gut tränke, der Schwächezustand schlimmer werde. Daher nahm er auf Anordnung des Priors ein Gefäß voll Wein mit, wovon der Cellerar überhaupt nichts wusste. Dieses reichte er ihm auch,

als er selbst mit den Brüdern zu Tisch saß und deutete, wie es Sitte war, als Wunsch des Priors an, dass er als einziger wegen seines Schwächezustandes jene kleine Menge Wein nehme. Wann aber hätte jener glühende Liebhaber der Armut und des Gemeinschaftslebens darin zugestimmt, dass er sich als einziger, während alle Wasser tranken, an einem Becher Wein erfreue? Es stand aber ein Gefäß mit Wasser in der Mitte des Tisches, woraus die Brüder trinken mussten. Also überlegte er kurz bei sich, was er tun müsse, erhob sich sogleich, nahm das Gefäß mit dem Wein, goss den Wein vor aller Augen in den Krug, in dem das Wasser war, und gab das Zeichen, dass alle insgesamt trinken sollten. Denn er wollte lieber, dass sein Körper durch die Schwäche in Gefahr geriet, als dass er selbst durch eine kleine Nachgiebigkeit in der Selbstbeherrschung seinem Gewissen einen Makel zufügte. Von diesem seinem so frommen Tun ebenso erfreut wie erbaut, tranken die Brüder jenes Wasser mit größerem Genuss, als wenn er angeordnet hätte, ihnen kostbaren Wein vorzusetzen. Denn sie lasen in dem Leben und den Sitten ihres vortrefflichen Cellerars, wie man die Verlockungen des Fleisches verachten muss. Denn er stimmte nicht zu, für den Schutz und die Wiedergewinnung der Gesundheit seines Körpers einen Becher Wein zu nehmen, wodurch es den Anschein hätte haben können, er gebe den Schwachen Gelegenheit zum Ärgernis.“

Der hl. Bernhard hat sich darüberhinaus mindestens einmal und sehr klar, zum Wein ausgedrückt (4). 1124 kritisiert er die Ausschweifungen der Cluny-Mönche, in dem er u.a. den Missbrauch im Trinken verurteilt:

„Würde ich jetzt vom Wasser als Getränk sprechen, wenn man für nichts auf der Welt etwas davon in seinen Wein schütten will? Da es nicht erst gesagt werden muss, durch die bloße Tatsache, dass wir religiös geworden sind, haben wir uns einen schlechten Magen zugezogen, wir sollten uns hüten, nicht den guten Rat des Apostels zu befolgen, „Wein zu trinken“ in diesem Fall (der Hl. Paulus zu Timotheus: Hör damit auf, nur Wasser zu trinken. Nimm ein wenig Wein, wegen deines Magens und deinem häufigen Unwohlsein). Es ist wahr, dass wir zu oft vergessen, dass er sagt, nur „ein wenig“ Wein zu trinken. Und gefiele es dem

Himmel denn, dass wir uns mit Wein begnügen, sogar pur?. Man sieht, dass während einer einzigen Mahlzeit drei bis vier Mal halbvolle Gläser weggetragen werden, an denen mehr genippt als gekostet wurde, berührt mit den Lippen eher als dass der Inhalt getrunken wurde, um mit seltener Berechnung und der Promptheit des Kenners den schmackhaftesten Wein auszuwählen. Aber denkt man an eine bestimmte feste Einrichtung der Verwendung von Wein, sagt man in mehreren Klöstern, dass auf großen Festen bestimmte Mischungen von Wein, Honig und Kräutern serviert werden. Verabreicht man diese auch aufgrund von schwachen Mägen? Wenn man sich vom Tisch erhebt, die Venen aufgeblasen vom Wein und der Kopf in Feuer, was gibt es besseres zu tun als ins Bett zu gehen und zu schlafen? Zwingen sie nicht diejenigen, die sich in einem solchen Zustand befinden, zur Matutin aufzustehen, bevor sie nicht verdaut haben, denn das ist kein Gesang, sondern Jammerlaute, die sie aus ihren Mündern hervorlocken werden.“

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der hl. Bernhard als adliger Bourgogner die guten Weine und Gewohnheiten Burgunds kannte und respektierte, aber gleichzeitig ein Mann war, der streng nach den Regeln des hl. Benedikt leben wollte und all das verabscheute, was in Richtung Unmäßigkeiten und Trinkgelagen sich entwickelte wie z.B. bei den Clunyazensern.

Ökonomie der Zisterzienser

Nicht nur die Baupläne für ein Kloster, sondern auch das agrarwirtschaftliche Programm wurde in den frühen Capitula von Cîteaux für alle festgelegt:

„Die Mönche unseres Ordens müssen von ihrer Hände Arbeit, Ackerbau und Viehzucht leben. Daher dürfen wir zum eigenen Gebrauch besitzen: Gewässer, Wälder, Weinberge, Wiesen, Äcker sowie Tiere. Zur Bewirtschaftung können wir nahe oder ferne beim Kloster Höfe haben, die von Conversen beaufsichtigt und verwaltet werden.“ (Capitula 15)

In den Gründungszeiten des Ordens bezeichnete man die Gutshöfe als Grangien, abgeleitet vom lat. granum = Korn, Scheunen bzw. Vorrats-

gebäude für die Ernte. Daneben gibt es Betriebseinheiten, die sich „Curia“ = Hof nennen (im Rheingau: Reichardshausen, Drais und Steinheim) sowie die kleinen „Curticula“ = Höfchen.

Die Betriebsgröße einer Grangie schwankte von 20–42 Mansen oder Hufen à 30 Morgen, je nach der Art des Anbaus. Der größte Hof von Eberbach, der Birkerhof (bei Mainz) bewirtschaftete 1500 um die 2000 Morgen (ca. 850 ha), darunter 20 Morgen (ca. 8 ha) Weinberge (7).

Ämterverteilung

Der Abt hatte sein Kloster sowohl nach außen als auch im Inneren als höchste Instanz zu leiten. Ihm zur Seite stand der *Senat*. Bei allen Fragen der Ordensdisziplin, bei Abschluß bedeutender Geschäfte, Steuerfragen und Rechtshandlungen jeglicher Art hatte der Senat beratende und zustimmende Kompetenz. Er setzte sich aus den älteren Mönchen, den „patres seniores“ des Klosters zusammen. Die Aufnahme in dieses Gremium erfolgte durch den Abt nach Beratung und Zustimmung seiner derzeitigen Mitglieder. Die Ergänzung der Mitglieder wurde nach Bedarf und nicht in einem festgelegten Rhythmus vorgenommen.

Die Ordination des *Priors* erfolgte lt. Ordensregel durch den Abt. In Abwesenheit des Abtes war er dessen Stellvertreter. Auch bei der Visitation der Tochterklöster gehörte er oft zum Stab des Abtes.

Die Hauptaufgabe eines *Bursars* lag innerhalb der Wirtschaftsverwaltung auf dem Finanzsektor. Er leitete die gesamte Rechnungsführung, führte selbst Buch und beglich persönlich einen Großteil vor allem der größeren Rechnungsposten der Abtei. Das führte zu einer regen Reisetätigkeit des Bursars, vor allem in den Erntemonaten zur Barauszahlung der Saisonarbeiter und zur Jahresabrechnung mit den Wirtschaftshöfen.

Der *Cellerar* hatte die Aufsicht über alle Klosterwerkstätten und Klosteraußenstellen, über die der Bursar die Finanzhoheit ausübte. Er hatte Schlüssel zu sämtlichen Werkstätten und Grangien.

Angesichts des sozialen Gefälles ist es erstaunlich, dass in der Regel ein Converse, der *Grangienmeister* den Betrieb leitete mit weitge-

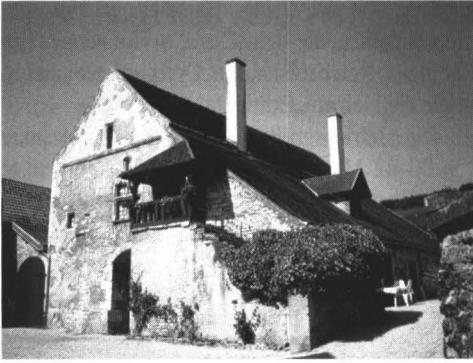


Abb. 3: Clos de Tart, Weingut der Zisterzienserinnen von Tart bei Morey-St.-Denis, Côte de Nuits.

henden Vollmachten in Rechtsgeschäften, Grundstücks- und Geldverkehr. Die Konversen legten zwar die Ordensgelübde ab, waren aber weder zum Chor, noch zur Klausur streng verpflichtet, sondern nur zur häuslichen oder auswärtigen Arbeit in Werkstätten und Höfen und zum Gebet zu bestimmten Zeiten. Sie blieben auch immer Laien, sie konnten keine Chormönche werden.

Der *Grangienmeister* wurde vom Abt des Klosters nach Zustimmung des Senats in sein Amt eingesetzt. Ihm unterstanden die Festbeschäftigten und Saisonarbeiter, er war für die Gebäude und das lebende und tote Inventar verantwortlich. Die Geldausgaben beglich die Klosterzentrale. Die Bargeldauszahlungen für die Löhne erfolgten zu einer festgelegten Zeit im Jahr, fast immer zu Martini, durch den angereisten Bursar des Klosters.

Nach dem Rückgang der Konversenzahl musste vielfach von der Eigenwirtschaft durch Ordensangehörige zum Pachtsystem übergegangen werden. Jetzt waren auch die Geldein- und -ausgaben Sache des weltlichen *Hofmannes*. Er erhielt einen guten Lohn und musste am Jahresende mit der Burse seines Klosters abrechnen. Die abschließende Überprüfung und Genehmigung der Rechnung nahmen Abt und Senat des Klosters vor. Außer den erwirtschafteten Geldüberschüssen erhielten die Klöster auch Naturalien, je nach Lage des Hofes.

So kann zusammengefasst werden, dass die *Gesamtleitung des Wirtschaftsverwaltungssystems* beim Abt eines Klosters und seinem Senat lag.

Sieht man Clos de Vougeot als das berühmteste Weingut der Zisterzienser in Frankreich an, so kann man das im deutschsprachigen Raum für Kloster Eberbach behaupten, das im Weinbau eine absolute Spitzenstellung einnahm.

Die Weinberge waren „auch in den schlimmsten Zeiten die Pfeiler der Klosterwirtschaft“. Ein Vergleich: um 1500 hatte Eberbach ca. 25000 Morgen Gesamtbesitz, davon nur 700 Morgen Weinberge = 2,8% (ca. 375 Morgen im Rheingau, weiterer Besitz an der Nahe, im heutigen Rheinhessen und am Mittelrhein). Diese 2,8% erbrachten aber 40,35% der Gesamteinnahmen des Klosters bei 10,9% Anteil an den Gesamtausgaben (7).

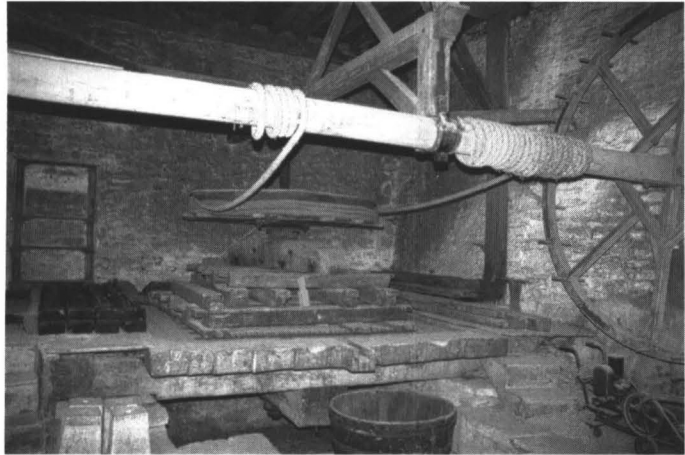
Um den Weinbergsbesitz zu arrondieren, waren neben den Schenkungen viele Tausch- und Kaufverträge erforderlich. Interessant ist, wie Eberbach zu einem Weinberg in Dulzenheim (zwischen Mainz und Weisenau) kam.

1155 kam Haßlach als der zehnte Hof an Eberbach und ward drei Jahre hernach von Erzbischof Arnold bestätigt. Der Hof Haßlach lag zwischen Bauschheim und Rüsselsheim im Ried.

Erzbischof Arnold hatte sich eines Tages mit seiner edlen Gesellschaft in der Gegend von Haßlach auf der Jagd verspätet, kam abends auf den Hof und übernachtete bei den Eberbacher Conversen. Diese von so hohem Besuch überrascht und in Verlegenheit gesetzt, boten zwar Haus und alles, was in ihren Kräften stand, gutmütig an; sie hatten aber keinen Wein, den sie ihren erhabenen Gästen vorstellen konnten. Arnold ward dadurch gerührt und da ihn der Viztum Helfrich mit anderen von dem Gefolge, welche eben auch die guten Brüder wegen dieses Mangels bei ihrer schweren Arbeit bedauerten, zu einer Wohltat noch mehr aufforderte, wies er auf der Stelle dem Kloster einen Weinberg von drei Morgen zu Dulzenheim gegenüber Haßlach auf der anderen Rheinseite zwischen Mainz und Weisenau mit der ausdrücklichen Verordnung an, dass die Hofbrüder zu Haßlach den Ertrag desselben beziehen und, so lange sie von diesem Wein trinken, den an die Hoffpforte kommenden Armen zu seinem Gedächtnis täglich einen vollen Becher davon abreichen sollten (2).

Später wurde das Gut nach Weisenau verlegt und der Weinbau nach Laubenheim hin ausgedehnt, im 14. Jh. dann wohl gegen Kiedricher

Abb. 4: Kelter von Clos de Tart.



Weinbergsbesitz mit den Karthäusern von Mainz getauscht.

Herr Dr. Josef Staab hat sich sehr eingehend mit der Erforschung der weinbaulichen Bedeutung von Kloster Eberbach befasst. In dem folgenden Teil des Vortrages konnte daher im wesentlichen auf seine schon zitierte Veröffentlichung (7) zurückgegriffen werden:

Eine herausragende Stellung nimmt der klosternahe Steinberg, der Lieblingsweinberg der Eberbacher Mönche, ein. Über seine Entstehung berichtet der Oculus memorie:

„Wissen soll jedes gegenwärtige und künftige Geschlecht, dass die Brüder in Eberbach den Weinberg, der im Steinberg liegt, durch mehrere Kaufakte einzeln und Stück für Stück zusammenbrachten.“

So entstand bis zum 1. Drittel des 13. Jh. die bis heute erhaltene imponierende Gesamtanlage des Steinbergs. Aus dieser Zeit stammt auch ein Teil seiner Ummauerung. Sie wurde unter Abt Adolph Werner von Salmünster 1766 vollendet.

Über die angebauten Rebsorten lassen uns die Quellen lange im Stich. Die übliche Unterscheidung zwischen Frenzewin (besserer) und Hunzwin (geringerer Wein), daneben weiß (vinum album) und rot (vinum rubeum) hilft nicht weiter. Dabei ist es kaum zweifelhaft, dass die Mönche aus ihrer burgundischen Heimat die dort angebaute Rebsorte Pinot noir = Spätburgunder mitgebracht haben.

Aber erst am Martinstag 1470 erscheint sie urkundlich in Hattenheim, und zwar unter dem Synonym „Klebröt“, das bis in das 20. Jh. für den Spätburgunder galt.

In diesem Zusammenhang ist interessant, dass der Spätburgunder von König Karl III. 884 von Burgund als Clävner an den Bodensee gebracht wurde. Die badische Bezeichnung war seit dem Mittelalter bis in unsere Zeit „Clevner“. Die erste

Silbe der Bezeichnung unterscheidet sich im Rheingau von der badischen nur im letzten Buchstaben Cleb = Clev.

Seit 1507 scheint sich Assmannshausen auf den Anbau von Spätburgunder spezialisiert zu haben, ansonsten verlegte sich Eberbach mehr und mehr auf den Anbau weißer Rebsorten, weil es mit seinen Weißweinen im Kölner Weinhandel besser konkurrieren konnte, wo beim Rotwein die Franzosen das Feld behaupteten.

So kam es wiederholt zu den Anordnungen für die Pächter (z.B. 1601 in Geisenheim), *„die roten Stöcke auszuhauen und weise an ihre stelle setzen bei straf, da wir wenig nutzen daraus prüfen“*.

Leider erfahren wir bis zum Ende der Klosterzeit nicht, welcher Rebsorte diese weißen Stöcke angehörten. Dem Riesling verhalf erst die Abtei Fulda ab 1716 in Johannisberg zum Durchbruch.

Bei der Weinbereitung hat der deutsche Weißwein klare Vorteile gegenüber Frankreich. Das ist begründet in der besseren Ausgestaltung der Fruchtaromen in Verbindung mit den kühleren Herbsttemperaturen, insbesondere bei der Vergärung der Weine.

Äußerst sorgfältig wurde die Bearbeitung der Weinberge vom Kloster aus überwacht. Wurde ein Weinberg ausgehauen, so folgte noch im 15. Jh. eine 10-jährige Brache.

Aus erhaltenen Pachtverträgen von 1479 ist ein ganzer Katalog der jährlich wiederkehrenden Arbeiten zu ersehen mit der jeweiligen Zeitan-



Abb.5: Gilly, Weingut von Cîteaux, in der Renaissance Residenz der Äbte von Cîteaux, heute Hotel.

gabe, ganz besonders, in welchen Abständen gemistet werden muss. Den Mist bezog man von den Riedhöfen, ebenso Holz für die Weinbergspfähle. Äußerst sorgfältig wurde die Weinlese überwacht; das galt für Pachtgüter und die selbstbewirtschafteten Weinberge. Der Lesebeginn war so früh anzuzeigen, dass der Herbstherr (Vindemiator) rechtzeitig eintreffen konnte. Auf gesundes Lesegut legte man größten Wert. Um das als schädlich angesehene Faulen der Trauben zu verhindern, war das „feulen“ oder „fulen“ üblich, d.h. eine Vorlese der durch Fäulnis gefährdeten Trauben.

Kellerwirtschaft

Die Kelterung und den Weinausbau hatte sich das Kloster selbst vorbehalten. Auch die Trauben aus der Naturalpacht mussten in der Regel zur nächstgelegenen klösterlichen Kelter angeliefert werden. Bereits im 17. Jh. hatte man das alte, schwerfällige und unfallträchtige System der Baumkeltern abgelöst durch die platz- und zeitsparenden „Docken- oder Spindelkeltern“, deren imponierende Serie bis heute in Eberbach erhalten ist, wo sie teilweise noch 1953 in Gebrauch waren. Sie standen in einem der herrlichsten Räume des Klosters, der dreischiffigen spätromanischen Halle des Hospitals, das im selben 17. Jh. zum Kelterhaus umfunktioniert wurde. Äußerst modern mutet an, dass schon 1603 – für die damalige Zeit ungewöhnlich – der Most mittels Röhren von der Kelter in die Fässer geleitet wurde; aus Arbeits-

ersparnis, wie man betonte, aber auch, um den schädlichen Lufteinfluss vom Most fernzuhalten.

Der älteste Weinkeller Eberbachs, und als solcher gebaut, ist der „Schwarze Keller“ im Nordteil des Conversenbaus. Bei zunehmendem Weinbergsbesitz und demgemäß steigenden Ernten richtete man weitere Räume als Keller ein, besonders ab 1501 das ehemalige Refektorium (Speisesaal) der Conversen, als deren Zahl rapid gesunken war. In dieser Zeit wurden auch die gotischen Maßwerkfenster der Fraternei zugemauert und der zweischiffige Saal als Weinkeller genutzt. Dazu kamen die Keller in Reichardshausen, wo Weine gestapelt und zu Schiff verladen wurden, und in Köln.

Eine auch aus heutiger Sicht sehr moderne Weinvermarktung betrieben die Eberbacher, urkundlich belegt seit dem Jahr 1163. Bereits 27 Jahre nach der Gründung des Klosters transportierten sie Wein mit ihren Schiffen nach Köln. Dort hatten sie einen Stadthof direkt am Rhein erworben, um von diesem „Auslieferungslager“ fern des Anbaugesbietes ihren Wein besser und mit mehr Gewinn verkaufen zu können. Ein frühes Beispiel für eine heute moderne Form der Weinvermarktung.

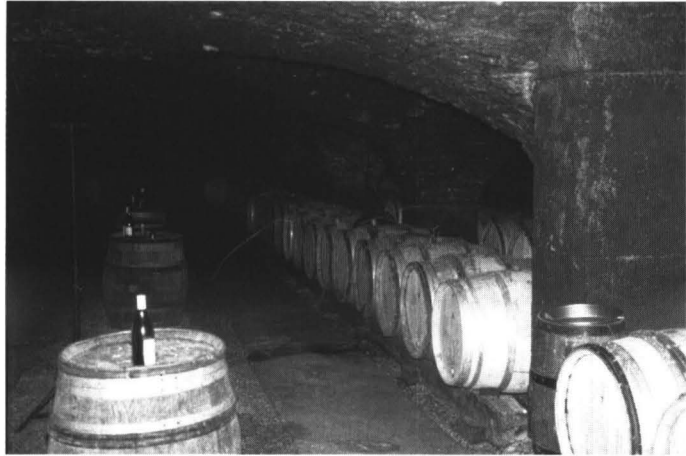
7 Keller gehörten zum Kölner Stadthof, weitere 11 waren in Köln zeitweise angemietet. Eigene Schiffe mit dem Namen „Sau“, „Bock“ und „Pint“, die immer wieder nachgebaut wurden, daneben auch gemietete Schiffe, besorgten den Transport von den Lager- und Stapelplätzen Draiser Hof und besonders Reichardshausen nach Köln. Auf diesen Schiffen konnten bis zu 120 Fässer à 1200 Liter transportiert werden.

Erstaunliches leistete Eberbach im *Bau von Fässern*.

Das berühmte „Große Faß“ wurde unter Abt Johann Bode vor 1485 begonnen. Der danach regierende Abt Johann IV von Rüdesheim ließ die Arbeiten ruhen, wahrscheinlich weil ihm als geborenem Rheingauer der Ausbau in kleineren Fässern günstiger erschien.

Unter Abt Martin Ryfflinck aus Boppard (1499–1506) wurde es fertig gestellt und mit dem Jahrgang 1500 erstmals gefüllt. Der Inhalt wird mit 74 Fuder à 6 Ohm = 71.000 Liter angegeben.

Abb. 6: Weinkeller in Mersault, 12. Jh., Weingut von Côteaux.



Der humanistische Dichter Vincentius Obsopaeus besang es als 8. Weltwunder, nannte es einen See des köstlichen Weins und ruft St. Bernhard an, „es mit allen Brüdern des Ordens zu preisen.“

1525 haben aufständische Bauern das Fass bis auf 3 Fuder und 3 Ohm geleert. In den folgenden Jahren zerfiel es.

Die *Weinbehandlung* verfolgte wie auch noch heute zwei Ziele:

Haltbarmachung und Klärung. Der Haltbarmachung dient von jeher der Zusatz von *schwefliger Säure* (SO_2) (Verbrennen von Schwefelspänen im leeren Fass. Der einströmende Wein nimmt das entstandene Gas auf)

Der Klärung dient die „*Schönung*“ mit *Hausenblase*, das ist die Schwimmblase des Störs. Sie wird in kleine Stücke zerfasert, aufquellen lassen, mit Wein versetzt und zu einer sämigen Flüssigkeit „aufgezogen“ und dann unter Umrühren ins Fass gegeben. Heute verwendet man hierzu Gelatine. Beim langsamen Absinken werden alle Trubstoffe mit zu Boden genommen. Vom Bodensatz (Schönungstrub) wird der glanzhelle Wein „abgestochen“, d.h. abgezogen und in ein frisches Fass gefüllt.

Die Erwähnung der Hausenblase in einer Einkaufsliste von 1517 scheint die früheste Nennung überhaupt zu sein. Hauptlieferant waren und sind das Schwarze und Kaspische Meer. Es handelt sich also um Importware, die vom Kölner Markt bezogen wurde. Die Anwendung der Hausenblase setzt auch die Technik des Abstiches voraus. Aber nicht nur nach einer Schönung stach man den blanken Wein ab, sondern auch, was damals keineswegs selbstverständlich war, *nach der Gärung*. Die zurückbleibende Hefe (oder der Trub) trägt im Rheingau den Namen „Drusen“ oder „Drussel“. Schon 1496 erscheint „trussel wyn“ bzw. „trussen

wyn“ wie auch „trube“, der nach Absitzen der festen Hefe an das Gesinde ausgegeben wurde. Ebenso erhielt das Gesinde in der Regel Rotwein, z.T. aus der Sorte Grobrot.

Grobrot ist die noch heute bekannte Rebsorte „Süßrot“ oder „Tauberschwarz“, die noch auf kleinen Flächen in Württemberg angebaut wird. Z.Zt. wird sie von der Rebenzüchtung in Weinsberg züchterisch bearbeitet.

Auch die *Filtration des Weines*, in der Antike geläufig, im Mittelalter jedoch außer Übung gekommen, wurde von den Eberbacher Zisterziensern angewandt. Sie geschah mittels eines Sackes aus dichtem Gewebe, in den man – noch im 20. Jh. – den zu filtrierenden Wein füllte. Ein solcher Weinsack (vini saccus) wird in Reichardshausen 1496 zusammen mit dem „Sackwyn“ genannt, der zwei Jahre früher auch im Kloster selbst, und zwar im Hospital und im Großen Keller (in magno celario) verzeichnet ist.

Solche Trub- oder Drusensäcke wurden bis in unsere Zeit noch zur Trennung der Hefe vom Wein gebraucht. Die dickflüssige Hefe wurde in Säcke gefüllt und in der Kelter unter leichtem Druck von dem noch darin enthaltenen Wein getrennt. Das Ergebnis war ein dünner Wein und die trockene Hefe. Heute benutzt man hierzu einen sog. Trubfilter.

Wenn wir in der erwähnten Einkaufsliste von 1517 und in späteren z.T. pfundweise *Gewürze* verzeichnet finden, so liegt es nahe, dass sie nicht nur in der Küche Verwendung fanden. Zimtrinde,

Pfeffer, Ingwer, Muskatnüsse und –blüte, Nelken und Paradieskörner treten auch in zeitgenössischen Werken über Weinbau und Kellerwirtschaft auf, und zwar als Beimischung zum Schwefel oder zur Bereitung von Würzweinen. Heute kennen wir diese Art Wein unter der Bezeichnung „Wermut“ o.ä. Es gereicht den Eberbacher Kellermeistern zur Ehre, dass sie sich von dem unübersehbaren Katalog sonstiger Weinbehandlungsmittel der Zeit distanzieren. 1500 ist auch schon die *Destillation* von Wein in der Curia Oppenheim erwähnt worden.

Menge und Güte

Erste Ernteergebnisse erfahren wir in den Protokollen des französischen Visitators aus Clairvaux von 1363 (= 287 lagenae) und 1375 (= 289 lagenae), was dem deutschen Fuder gleichzusetzen ist, da 1566 von einer Ernte von 275 Fudern zu lesen ist.

Daraus eine Ertragsgröße pro Flächeneinheit errechnen zu wollen, scheidet an der Tatsache, dass diese Menge sich aus den Ernten der eigenbewirtschafteten und der gegen 1/3 verpachteten Flächen sowie aus Zehnt- und Zinsabgaben zusammensetzt, deren Höhe nicht bekannt ist.

Verkauft wurde im Durchschnitt ca. 60% der Jahresernte, der Rest ging an das Kloster zum Eigenverbrauch, an die Außenstellen und diente zur Vorratshaltung.

Zum Zeitpunkt der Besetzung des Klosters durch die Schweden 1632–36 gab es im Kloster einen Weinbestand von 400.000 Liter, wobei man davon ausgehen kann, dass es sich in der Regel um die besten Weine der vorangegangenen Jahre handelte. Rechnet man hierzu noch die Ernten der Besatzungsjahre, selbst wenn dabei reduziert Wein ausgebaut wurde, so kann man von einer weit größeren Menge ausgehen, die von den Schweden verbraucht wurde. Der Verlust dieser bestimmt enormen Weinmenge verhinderte die schon von Abt Leonhard I. (1618–32) vorgesehene totale Barockisierung des Klosters.

Lediglich vom Steinberg, der intensiv bewirtschaftet wurde, sind Zahlenangaben über den Ertrag möglich, da er bis zum Ende der Klosterzeit in seiner Fläche (rd. 27 Hektar) gleich blieb.

Die Ernte von 1566 erbrachte (63 Fuder) = 24,6 hl/ha., die von 1718 (105 Stück) 49 hl/ha, und die von 1719 (120 Stück) 56 hl/ha (7).

Das zeugt von erstklassigem und durch Selektion ertragsfähig gehaltenem Pflanzgut.

Vergleicht man diese Ernteegebnisse mit denen aus unserer Zeit, so weiß ich aus meiner Jugend, dass in den 1950er Jahren eine Ernte mit 2 Halbstück/Morgen = 48 hl/ha als gute Durchschnittsernte galt.

Erst durch die moderne Selektion bzw. Klonezüchtung wurde der Ertrag von 1719 wieder erreicht und überflügelt.

Dass die Zisterzienser trotz ihres außergewöhnlichen wirtschaftlichen Erfolges bis zur Auflösung das „ora et labora“ nicht aus den Augen ließen, zeigt der Herbstbericht von 1762, einem guten Jahrgang, wo der Bursar nach der Bemerkung:

„*Mithin kann ein schönes Capital mit der Zeit hierauß erlöset werden*“,

abschließend schrieb:

„*Sit nomen Domini benedictum et floreat Steinberg!*“

„Der Name des Herrn sei gepriesen, und es blühe der Steinberg!“

Literatur

1. Ambrosi, H.: Farbatlas der Rebsorten, Ulmer-Verlag, Stuttgart, 1998
2. Bär, P. Hermann: Diplomatische Geschichte der Abtei Eberbach im Rheingau, Verein für Nassauische Altertumskunde, Erster Band, Wiesbaden 1855.
3. Banzin, Jean-Francois: Le Clos de Vougeot, Legrand, Paris 1987
4. Conradus, Mönch in Clairveaux, später in Eberbach und Abt dasselbst: Exordium Magnum Cisterciense oder Bericht vom Anfang des Zisterzienserordens, Teil I, Bücher I–III, Bernardus-Verlag, Langwaden
5. Keller, Andreas: Die Mönche, denen wir die großen Burgunder verdanken, Vinum, Dez. 1986
6. Schnorrenberger, Gabriele: Wirtschaftsverwaltung des Klosters Eberbach im Rheingau 1423–1631, Selbstverlag der Historischen Kommission für Nassau, Wiesbaden 1977
7. Staab, Josef: Die Zisterzienser und der Wein am Beispiel des Klosters Eberbach. Forschung und Forum, Kloster Eberbach, Heft 2, 1986
8. Steidle, P. Basilius OSB: Die Regel des hl. Benedikt, Beurner Kunstverlag, Beuron, 1983

Bildnachweis

Aufnahmen von Herrn Dr. Peter Heidler, Eltville.

Buchbesprechungen

Die Schwarzen Führer. Rheinland. 235 Seiten, Eulen Verlag 2001, von *Ingrid Berle und Hildegard Gerlach*. ISBN 3-89102-433-9

Im Verlagsprospekt lesen wir: „Die Schwarzen Führer erschließen das geheimnisvolle Deutschland, seine sagenumwobenen und märchenhaften Plätze, führen zu den verwunschenen und mysteriösen Orten, in die Vergangenheit.“ Gegenstand des hier vorliegenden 19. Bandes ist „das Rheinland von Mainz bis Köln mit der Sage von der Loreley, von Fluß- und Berggeistern, Legenden um Heilige und den Geschichten von den Burgen rechts und links des Rheins.“ Dabei stellen die Autorinnen, deren eine aus Mainz stammt, schon im Vorwort klar, daß der Romantische Rhein und seine Sagenwelt „Erfindungen“ des 19. Jh. sind; ferner, daß hier keine Sammlung der Sagen und Legenden vorliegt, sondern ein „Führer zu sagen- und legendenumwobenen Orten und Objekten“ mit ihrem kulturgeschichtlichen Hintergrund.

Vom Rheingau sind 10 charakteristische Orte, meist mit mehreren Objekten, beschrieben und mit gut ausgewählten Stichen und Abbildungen illustriert. Einige Fehler haben sich eingeschlichen: So ist Eberbachs Gründungsjahr nicht 1131, sondern seit neueren Forschungen 1136, weswegen die 850-Jahrfeier auch 1986 begangen wurde. – Eberbach ist auch nicht die einzige deutsche Tochtergründung von Clairvaux: dazu zählt ebenso das 1134 gegründete Himmerod in der Eifel. – Natürlich ist der Spätlesereiter im Johannsberger Schloßhof nicht vom Weingut Johannshof gestiftet, sondern von der Schloßverwaltung.

Im Allgemeinen sind die historischen Tatsachen und Zusammenhänge korrekt wiedergegeben, die zugehörigen Sagen und Legenden geschickt in Kurzfassung geboten.

Josef Staab

Romanik am Rhein von *Dethard von Winterfeld* – mit *Fotografien von Joachim Feist*. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 2001. 160 Seiten. ISBN 3-8062-1419-0.

Die beinahe unübersehbare Literatur zur Kunst der deutschen Romanik ist bereichert durch eine aktuelle Neuerscheinung. Der Autor, Professor für Kunstgeschichte an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz, legt hier ein Werk vor, in dem er die bedeutenden Zeugnisse der romanischen Sakralkunst entlang des Rheins vom Bodensee bis zum Niederrhein kompetent beschreibt sowie in ihrer historischen und regionalen Bedingtheit interpretiert. Dass er sich bei der Auswahl der Kirchen selbst eine Beschränkung auferlegt, ist für den Leser bedauerlich, wird von ihm im Vorwort aber mit regionalen Aspekten einleuchtend begründet.

Die Aufbaustruktur des Buches ist äußerst übersichtlich, geschickt und konsequent durchgeführt: Einführende Kapitel informieren knapp, aber dennoch gründlich über geistige, historische und kunsthistorische Aspekte zur Romanik. Es folgen Ausführungen zu besonderen Entwicklungsformen dieser Architekturart in den Großregionen entlang des Rheins. Sie sind der Beschreibung der einzelnen Sakralbauten jeweils vorangestellt und ermöglichen es dem Leser somit, immer wieder eine Verbindung herzustellen zwischen der Landschaft und deren Geschichte sowie dem Einzelbau innerhalb dieser Architekturlandschaft. Daher ist das Buch geradezu eine Einladung zu einer Kunstreise innerhalb eines überschaubaren Gebiets!

Der Aufbau der Einzelbeschreibungen zu den vorgestellten Kirchen folgt dem üblichen (und sicher bewährten) Schema in Kirchenführern und ist somit für die Vorbereitung einer Besichtigung hervorragend geeignet: Lage des Bauwerks - historischer Kontext - Baugeschichte - Erscheinungsbild außen/innen.

Vor allem die eigentlichen Architekturbeschreibungen sind äußerst kompakt und präzise und lenken daher die Aufmerksamkeit des Betrachters zunächst auf das Wesentliche des Baukörpers. Und genau das – so scheint mir – macht den Blick frei für die eigenständige Entdeckung weiterer interessanter Details (z.B. im Kreuzgang von Kloster Eberbach/Rheingau).

Die Anschaulichkeit der Texte wird entscheidend gefördert durch eine Fülle von eindrucksvollen Farbfotos, die zum größten Teil von Joachim Feist eigens für dieses Buch aufgenommen wurden, sowie Grund- und Aufriss-Skizzen. Dass auf den Fotos manchmal Ausstattungsdetails – wie z. B. der romanische Kruzifixus in der Gotthards-Kapelle des Mainzer Doms oder die Deckenfresken in Schwarzrheindorf – optisch stark in den Hintergrund treten, enttäuscht sicher manchen Kunstliebhaber, scheint aber begründet zu sein in der konsequenten Beschränkung des Autors (und des Fotografen) auf die Darstellung des architektonischen Erscheinungsbildes der vorgestellten Bauten.

Dethard von Winterfelds „Romanik am Rhein“ ist ein Buch, das Experten sowie interessierte Laien einlädt, sich mit einer bedeutenden und faszinierenden Epoche der europäischen Kunst ganz aus und in der Nähe zu beschäftigen.

Mechthild Klöppner

Koch, Hans-Jörg: Die Muse Wein. Zwischen Rausch und Kreativität vom guten Geist der Dichter und Künstler. 159 S. mit 7 Farb- und 29 Schwarzweißabbildungen, Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2001. ISBN 3-8053-2795-1.

Der Geist des Weines als phantasiebeflügelnde Muse des künstlerischen Schaffens? Das ist eine alte Geschichte, und doch wird sie von weininspirierten, fruchtbaren Hirnen immer wieder neu gesponnen, sich nährend aus dem schier unerschöpflichen Füllhorn, das über Jahrhunderte hinweg berieselt anschwellt. Unter die kreativen Weingeister unserer Zeit ist Hans-Jörg Koch fraglos einzuordnen, der im nüchternen Weinrechtsbereich ebenso brilliert wie in der kundigen Annäherung an die Praxis der feuchten Materie. Nun gibt es unter den Musensöhnen des Weines (einer Tochter wird nicht gedacht) unverzichtbare Namen, wie etwa der des Großmeisters Goethe, dessen Trinkbiographie auf acht Textseiten süffig gerafft wird. Indes wird auch sein klassischer Dioskur Schiller weinmäßig behandelt, was sich als reizvolle Trouvaille entpuppt. In der Reihe dieser Porträts überrascht der Name, des andernorts bekennenden Biertrinkers Jean Paul, dem unser findiger Autor durchaus Weiniges abzupapfen versteht. Im Arbeitszimmer habe es nach Wein gerochen, was wohl einer Vorliebe für Burgunder zu verdanken war. (S. 55ff.). Mit Kunz, dem ersten Ver-

leger E.T.A. Hoffmanns, gleichfalls befreundet, der zudem beider Weinhändler war, lässt sich somit eine eigenwillige Brücke zwischen zwei exzentrischen Persönlichkeiten schlagen, quasi weingrundierte literarische Vernetzungen. Das kapriziöse Universalgenie, von Haus aus geachteter Jurist, pflegte „sich zu montieren“, um so – „in exotischer Stimmung“ (S. 72) – seiner schriftstellerischen Neigung nachzugehen. Als Musiker und Komponist, der er auch war, schätzte Hoffmann seinen Zeitgenossen Ludwig van Beethoven sehr hoch, dem ein gutes Glas Wein stets zupass kam (S. 61-64). Dem jüngeren Beethoven-Verehrer Franz Schubert (S. 75-78) hat der Wein, so er ihn sich denn leisten konnte, manche entspannte Stunde in seinem kurzen, kargen Leben bereitet.

Johannes Brahms als jüngster der Komponisten der alten Wiener Schule, den eine musikalische Weinfährte mehrmals in den Rheingau lockte, hätte gewiss mit Freude seinem Antipoden Wagner in dessen flüssigen Angelegenheiten sekundiert; in Biebrich soll der sich an bestem Johannisberger gelabt haben (S. 85f.). Ähnlich wie es bei Goethe der Fall ist, hat sich ein reger Schriftverkehr zwischen Wagner und seinen Weinlieferanten erhalten, der die ständigen Geldnöte des Komponisten nicht ausklammert.

Weitere Porträts widmen sich allbekannten poetischen Weinnasen der älteren Abteilung – Lessing, Lichtenberg, Heine, Hebbel und Keller; A. Böcklin und W. Busch vertreten trinkfest die Malerzunft, letzterer mit schriftstellerischer Doppelbegabung gesegnet. Mit Trinkfestigkeit begleiten uns ins zwanzigste Jahrhundert Peter Rosegger („ein Quentchen Alkohol im Blute...“, S. 111), Gerhart Hauptmann (mit Spätburgunder vom Kaiserstuhl und aus Abmannshausen), Rudolf G. Binding („nach seliger Umnebelung“, S. 117), Stefan George (Sohn eines Gastwirts und Weingutsbesitzers in Büdesheim bei Bingen), Hermann Hesse („Ich verstehe die Kunst des frohen Zechens nicht.“, S. 129), Joachim Ringelnatz („Guter Rausch“, S. 131f.) und ganz und gar unverzichtbar – Carl Zuckmayer, dem der Wein zeitlebens Herzensbedürfnis war („Ein Säufer war mein Vater nicht. Eher ein richtiger Trinker“, sagt die Tochter über ihn, S. 136). – Es bleibt noch nachzutragen, dass dieses sehr leserfreundlich kalkulierte, also preisgünstige Werk ansprechende Bildtafeln und Faksimiles enthält, durch ein Quellenverzeichnis und Personenregister angemessen beschlossen wird.

G. Becker

Kunst und Kultur im Rheingau



Wir fördern sie
in ihrer ganzen Vielfalt
– auch im Rheingau Sommer 2002
sind wir Partner der Burghofspiele.

Volksbank  **Eltville eG**

Ihr starker und verlässlicher Partner im Rheingau seit nahezu 140 Jahren
65335 Eltville im Rheingau · Postfach 1555 · Telefon 06123/907171 · Fax 06123/907172

Absender:

Druckerei Walter GmbH
65343 Eltville im Rheingau

PVSt, Deutsche Post AG,
Entgelt gezahlt, D20825



ERBSLÖH
Geisenheim
Getränketechnologie

Der Wegbereiter zum perfektem Trinkgenuss

Erbslöh ist der zuverlässige Partner der Hersteller von Wein, Sekt, Fruchtsaft, Bier und Spirituosen.

Schritt für Schritt begleiten wir unsere Partner bei der Verarbeitung der natürlichen Rohstoffe – mit gutem Rat, Service und immer neuen Genuss-Ideen.

Denn wir haben nur ein Ziel: dabei mitzuhelfen, dass die Produkte unserer Partner bei Ihnen zum unvergesslichen Genuss-Erlebnis werden.